

2

11.004

37.



A v e r t i s s e m e n t.

Wenn ein Buch verdorben wird, oder verloren geht, oder wenn Anmerkungen in die Bücher geschrieben, Kupfer verdorben oder mit Tinte pagnirt werden; so wird das Buch nach dem Ladenpreise vergütet.



BIBLIOTHECA REICHENBACHIANA

8° Maassen 2882



24

Jh. Reichenbach.

H 3^o Maass 2882

Verfasser nicht für H. & B.

1-7.

Lustwandler

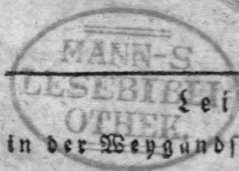
Maassen 2882

Der

Lustwandler

Eine Auswahl
unterhaltender Aufsätze
und Anekdoten

für
Leser von gutem Ton.



Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.

1789.

63M 874*4



Inhalt.

| | |
|--|---------|
| I. Er kam mit der Furcht davon — | Seite 1 |
| II. Geständniß einer Dame von gutem Ton | 7 |
| III. Marie Stuart und Chatelard | 23 |
| IV. Calandrino | 51 |
| V. Der listige Nebenbuhler | 62 |
| VI. Seltfame Prätension | 70 |
| VII. Der Besuch nach dem Tod | 75 |
| VIII. Kommentar über das vierte Gebot | 18 |
| IX. Rembrandt | 87 |
| X. Ball = Scenen | |
| XI. Augustino Fosari, Beytrag zur Geschichte des Somnambulismus | 98 |
| XII. Seltne Klagen eines Ehemanns | 103 |
| XIII. Nicht alles ist Gold, was glänzt | 110 |
| XIV. Seltfame Wanderung der Geschenke aus einer Hand in die andere | 117 |
| XV. Rousseaus Rath an eine Opernzänzerinn | 121 |
| XVI. Apologie des Frauenzimmers | 125 |
| XVII. Die vergebliche Auferstehung | 137 |
| XVIII. Poinfinet | 146 |
| XVIII. Sinnreiche Anschläge gegen die Ehre der Ehemänner und der Damen | 154 |
| XX. Schreiben einer Dame von Bon ton an ihre Freundin nach dem Carneval. | 161 |
| XXI. Anweisung zur Kanzel; Beredsamkeit | 168 |
| XXII. Ehrlichkeit und Betrug sind in allen Ständen zu Haus | 173 |
| XXIII. | |

Inhalt.

| | |
|--|-----------|
| XXIII. Das Krebelspiel | Seite 181 |
| XXIV. Stufertalent und Stuzerlohn | 185 |
| XXV. Noth lernt beten — aber auch stehlen | 193 |
| XXVI. Gespenster = Erscheinung und Gespenster: Citation | 202 |
| XXVII. Der wahre Weltbürger | 215 |
| XXVIII. Excroquerien | 223 |
| XXIX. Die verstellte Kranke | 233 |
| XXX. Paris | 238 |
| XXXI. Liebe und Klugheit | 253 |
| XXXII. Menschenliebe und Menschen: Gefühllosigkeit | 262 |
| XXXIII. Die Kranken in der Einbildung. | 269 |
| XXXIV. Neue Art zu heurathen | 275 |
| XXXV. Renommistereyen. | 278 |
| XXXVI. Cagliostro. | 284 |
| XXXII. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen | 293 |
| XXXIII. Ehestands = Prüfungen. | 301 |

Univ.-Bibl.
München

I.

Er kam mit der Furcht davon.

Der Ritter M*** kam mit dreyen seiner Freunde von einem schwärmenden Gelag zurück, und befand sich in der dunkelsten Winternacht, unter unaufhörlichen Regengüssen, mitten auf den Straßen von Paris, ohne recht zu wissen, wie sie nach Haus kommen sollten. Ganz durchnäßt, sagte er zu seinen Freunden: „Was wird
„noch aus uns werden? es ist erst zwey Uhr,
„sollen wir uns denn wie kleinstädtische Bürger
„ger jetzt schon zu Bett legen? Hört! ich
„habe einen Einfall, es gießt vom Himmel
„herunter, wir sind so naß und so schmutzig
„wie Pudelhunde . . . laßt uns so wie
„wir da sind, auf den Ball der Oper gehen,
„so wie wir beschaffen sind, brauchen

2

77 wie

„wir keine Maske.“ Je auffallender dieser Gedanke war, desto begieriger wurde er angenommen, und gleich nahm man den Weg nach dem Opernhause. Indem sie alle viere in der Finsterniß vor sich hin tappeten, hörten sie mit einemmal einen Wagen gegen sie kommen. „Ist es ein Lohnkutscher, den uns der Himmel zuschickt?“ schriean sie alle drey. „Ja! ich bin einer zur Büßung meiner Sünden!“ erwiederte der Kutscher, indem er mit der größten Mühe ein paar ausgehungerte Gauls vor sich hertrieb; „ich bin zwar beladen, fuhr er fort, aber ich fahre nur noch ein paar Schritte von hier, und wenn Sie mir bis dahin folgen wollen, so steh' ich nachher die ganze Nacht zu ihrem Befehl.“

„Laßt doch sehen, sagte der Ritter, wer diejenigen sind, die hier im Wagen fahren, während daß wir zu Füsse gehen müssen; vielleicht sind sie so höflich uns ihren Platz zu überlassen.“ Sogleich fielen alle viere den Pferden in die Zügel, der Ritter macht den Schlag auf, tappt mit der Hand im Finstern herum. — „Ach! Hausgeräthe, Strohsäcke, Matrasen, gewiß will jemand sein Logis verändern, ohne

„ von seinem Hauswirth Abschied zu nehmen — laßt ihn hinfahren, und weil es nicht weit ist, uns hinterdrein gehen.“ Er machte den Schlag wieder zu, und der Kutscher fieng an seine Peitsche zu bewegen, aber die Pferde waren so wenig muthig, daß die Fußgänger ihrem Trott in gewöhnlichem Schritt bequem folgen konnten. Die Kutsche hielt endlich vor einer kleinen engen Thüre an, welche auf eine lange und dunkle Hausflur führte, in die der Ritter wegen der engen Passage des Käschens hineintreten, und sich an die Mauer lehnen mußte. Es war zu dunkel um ihn erkennen zu können; der Kutscher stieg vom Boocke, und fieng an den Wagen auszuleeren. So wie der Schlag aufgieng, sprang ein Mensch eiligst mit einem Pack auf der Schulter heraus, mit dem er dem Ritter einen nicht sanften Stoß versetzte, indem er es neben ihm auf die Erde hinfallen ließ. So gieng das Stoßen und Schlagen fort, bis nichts mehr im Wagen war, und der Ritter wagte vor Schrecken nicht Athem zu holen und sich zu beklagen, indem er mit dem größten Entsetzen bemerkte, daß das, was er für Hausgeräthe gehalten hatte, lauter Todenkörper waren,

die in Säcke und alte Lumpen eingehüllt waren. Bald erhielt er einen Fußtritt von einem Kadaver, bald gleitete eine eiskalte Hand über sein Gesicht weg. — Er war mehr tod als lebendig, drückte sich bald in die Mauer hinein, und machte sich so klein als möglich, weil er nichts geringeres erwartete als ermordet zu werden, so bald er bemerkt würde, oder einen Laut von sich gäbe. Der Mann, der aus dem Wagen gestiegen war, hatte eine Blendlaterna, die er zuweilen öffnete, und in der Vermuthung, daß er allein wäre, sein abscheuliches Gepäck mit einer Art von Zufriedenheit hin und wieder betrachtete. Der Ritter hatte also Zeit, bey dem schwachen Schimmer dieser Laterne, die schrecklichen Gegenstände zu betrachten, die ihn umgaben; besonders überfiel ihn ein heftiges Grausen und seine Haare strichen empor, als er den Körper eines Kindes darunter erblickte, welches nach seinem rothen aufgedunsenen Gesicht, ganz neuerdings erwürgt zu seyn schien. Sein Entsetzen stieg aufs höchste, als er den vermeinten Mörder etwas genauer betrachtete, er hatte vollkommen das Ansehen eines Meuchelmörder, tief liegende große Augen, und eine Physiogno-
 mie

mie von Härte und Unmenschlichkeit zusammengefeßt. Unter seinem weitläufigen alten Kocklor glaubte der erschrockne Ritter noch überdis Degen und Dolche zu erblicken. Der Kutscher half ihm den Wagen ausladen, und die beyden Kerls spaßten noch bey jedem Körper, den sie in die Hausflur setzten. — „Der
 „da, sagten sie, ist beynah noch ganz warm;
 „— Der Dicke hier hat gewiß sein Leben
 „ungerne verlassen. —“

Länger konnte es der Ritter nicht aushalten, es entfuhr ihm ein Schrey des Entsetzens, und seine Freunde, die an der andern Seite des Gäßchens stunden, tiefen mit dem Degen in der Hand herbey, und stürzten in die Hausflur hinein, wo der Ritter glaubte seine letzte Stunde zu erwarten. Der Mann aus dem Wagen erschrack nicht wenig, und indem er seine Laterne umdrehte, erblickten sie das schrecklichste Schauspiel, das jemals ihren Augen vorgekommen war.

„Sie sehen hier, schrie der Ritter,
 „den abscheulichsten Mörder vor sich, der
 „seine Mordthaten hier verbergen will, und
 „dieser elende Kekl von Kutscher theilt sein
 „Verbrechen, indem er ihm hülfliche Hand
 „leistet.“ Bey diesen Worten saßen die

jungen Leute die beyden Kerls bey'm Kragen.
 „Ach! rief der aus dem Wagen gestiegene,
 „ich bin ein armer Student der Wundarz-
 „neykunst, und habe diese Kadaver ausge-
 „graben, um nebst meinen Kameraden die
 „Anatomie daran zu lernen. Jetzt ist alles
 „so theuer, daß wir sogar die todten Kör-
 „per, die wir sonst um vier bis fünf Thaler
 „haben konnten, noch einmal so viel be-
 „zahlen müssen. Der arme Kutscher hat
 „mir vermitteltst eines versprochenen Laub-
 „thalers helfen wollen. Sie sehen wohl,
 „daß mein Verbrechen nicht so groß ist, weil
 „ich die Asche der Todten nur deswegen
 „beunruhige, um den Lebenden Gesundheit
 „zu verschaffen. Ich bitte aber, verrathen
 „Sie mich nicht, denn sonst könnte ich für
 „meinen guten Willen noch gar ins Gefäng-
 „niß gesteckt werden.“ Der Ritter, der
 etwas zu sich selbst gekommen, und halb be-
 schämt war, nur ein panisches Schrecken
 gehabt zu haben, schrie nochmals: „Aber,
 „was bedeuten diese Dolche da unter deinem
 „Rockflor?“ „Das sind keine Dolche, er-
 „wiederte der zitternde Student, sondern
 „Anatomie-Messer, die ich eben von dem
 „Messerschmied mitgenommen habe.“

Die Herren sahen einander erstaunt an, und wußten nicht was sie anfangen sollten, aber die Lust auf den Ball zu gehen war verschwunden, und sie giengen lieber in dem abscheulichsten Wetter zu Fuß nach Haus, als daß sie sich in den Wagen gesetzt hätten.

II.

Geständniß einer Dame von gutem Ton.

Ich bin nun, da ich dieses schreibe, über vier und sechzig Jahr alt, und war ehemals schön. — Wie lange hab' ich nicht gelebt! Doch Nein, ich irre mich, eigentlich lebe ich nur in diesem Augenblick, der so wie die andern vorüber geht. Es werden mehrere auf solche Art vorüber gehen, die ich nicht mehr zählen werde, und dann wird es seyn als wenn ich gar nicht gelebt hätte. Auf diese Art haben wir alsdann, Junge und Alte, nur ein Alter.

Man verheurathete mich im achtzehnten Jahr, ich sage, man verheurathete mich, denn ich selbst hatte nicht den geringsten Antheil daran. Meine Eltern versprachen mich einem Manne, den ich nicht kannte, und dieser nahm mich, ohne mich zu kennen. Weiter haben wir einander nie gekannt, als daß wir wußten, daß wir mit einander verheurathet wären, im übrigen gieng jedes seinen Gang, ohne sich um das andere zu bekümmern, so daß ich mich manchmal hätte fragen mögen: Wer ist denn der Fremde, dessen Frau ich bin?

Dieser Fremde war indessen ein guter Mann von fünf und dreißig bis vierzig Jahren, mit dem ich auf dem besten Fuß lebte, denn was man Liebe nennt, fühlte ich nie für ihn, und er verlangte es auch nicht von mir. Wir dachten beyde nicht einmal daran, und liebten uns demohngeachtet aufrichtig.

Sieben bis acht Monathe nach unsrer Heurath, fand ein Mann aus unsrer Gesellschaft Geschmack an mir, so bald ich es bemerkte, verdamnte ich ihn zu vergeblichem Seufzen, denn ich liebte meine Ehre. Aber wir Weiber können einem Mann, der uns

liebt,

liebt, unmöglich mit einemmal alle Hoffnung
 benehmen, die Tugend sagt uns wohl, daß
 wir keinen Liebhaber haben sollen, und so
 schicken wir den so wir haben fort, allein er
 eilt nicht so geschwind, denn unsre Eitelkeit
 winkt ihm noch zu bleiben, und er bleibt.
 Der Meinige blieb also auch, ob ich ihn gleich
 mit vieler Kälte und Laune behandelte, die
 letztere konnte ich mir nicht abgewöhnen,
 weil ich ein Weib bin, und man ohne Kokette
 zu seyn, kein Weib seyn kann. — Sah ich
 mich einmal in dem Glanz meiner Schö-
 nheit, und gepuht, so war es mir nicht un-
 lieb, daß mich dieser Mann sah und bewun-
 derte. Freylich begegnete ich ihm spröde,
 weil ich wohl wußte, daß keine Gefahr dabey
 war; so bald ich aber einige Stärke von sei-
 ner Seite bemerkte, wurde ich jederzeit nach-
 gebender und gelinder.

Die Frau dieses guten Mannes erfuhr
 bald, daß er mich liebte, war natürlich des-
 wegen in Sorgen, und besuchte mich eines
 Tages als er eben bey mir war. Beyde
 schienen sehr betroffen, einander an diesem
 Ort zu begegnen, bald nachher aber gieng er
 weg, und sie fieng folgendermaßen zu mir
 an. „Mein Mann liebt Sie, und Sie

„ verdienen von jedermann geliebt zu wer-
 „ den, ich will es auch nicht versuchen ihn
 „ von Ihnen loszureißen, diese Mühe wür-
 „ de vergebens seyn. Lieber will ich mich
 „ an Sie selbst wenden, und meine Ruhe in
 „ Ihre Hände stellen. Ich liebe ihn sehr,
 „ und seine jetzige Neigung ausgenommen,
 „ verdient er es, doch weiß ich, daß Ihnen
 „ diese Neigung eben so lästig ist, als sie
 „ mich betrübt. Noch hab' ich ihm nichts
 „ gesagt, ich glaube daß Sie ihn eher zu sei-
 „ ner Pflicht zurückführen können, als ich,
 „ und daß er meinen Kummer lebhafter em-
 „ pfinden wird, wenn Sie ihn darauf auf-
 „ merksam machen. Er liebte mich ehemals,
 „ machen Sie also sein Herz wenigstens ge-
 „ neigt, das meinige zu beklagen. Die Ach-
 „ tung, die Liebe die er zu Ihnen hegt,
 „ werden Ihren Worten Gewicht geben, thun
 „ Sie als wenn Sie mich lebenswürdig
 „ fänden, und er wird es glauben. Diese
 „ List wird mehr wirken, als alle meine
 „ Vorwürfe.“ —

Sie hatte kaum aufgehört zu reden,
 als ich ihr um den Hals fiel, und ich glaube
 gar, daß wir beyde weinten, wie sollte ich
 mich nicht für eine Frau interessiren, die
 mir

mir eingestand, daß ich liebenswürdiger wäre als sie? — Ich versicherte sie, daß sie mit mir zufrieden seyn sollte, und sie verließ mich.

Eine halbe Viertelstunde nachher trat ihr Mann wieder herein, und die Freude war auf seinem Gesicht zu lesen. „Mada-
 „me, sagte er, ich komme zu mir selbst,
 „und werde Sie nicht mehr belästigen, ver-
 „zeihen Sie, daß ich es bisher gethan habe,
 „ich bewundre Sie, Sie sind die Tugend
 „selbst. Ich hörte an der Thüre Ihres
 „Zimmers die Unterredung mit meiner Frau
 „mit an, und bin aufs neue von ihr ent-
 „zückt. — Wie sehr liebt sie mich nicht!
 „sie fordert mein Herz wieder zurück, und
 „will es von Ihren Händen erhalten, nun,
 „sie soll es wieder haben, Sie haben ver-
 „sprochen mich dazu zu bewegen, und ich
 „gehörche. — „Ich habe Ihnen noch nicht
 „gesagt,“ unterbrach ich ihn lebhaft. „Ach!
 „rief er ohne mich anzuhören aus, „Sie ha-
 „ben vollkommen Recht, ich fühle die ganze
 „Größe meines Vergehens — wie jählich
 „sprach sie nicht von mir, kurz Sie sollen
 „zufrieden seyn, Sie sollen mich schätzen ler-
 „nen,

„nen, denn ich werde sie von nun an mehr
als jemals lieben.“

Ohne mir Zeit zu lassen ihm zu antworten, flog er gleichsam zum Zimmer hinaus. Ich blieb wie versteinert stehen, und glaubte mich angeführt zu sehen. Wäre seine Frau in dem Augenblick noch bey mir gewesen, sie würde mich nicht so theilnehmend, und ich sie nicht so schön gefunden haben, denn dies hatte ich ihr nur unter der heimlichen Bedingung gesagt, daß ich schöner wäre als sie.

Nach diesem Abenteuer gefiel ich einem jungen wohlgewachsenen Menschen, der nach der Art seiner Liebeserklärung zu urtheilen, mir glaubte eine große Gunst dadurch zu erweisen. Ich fand diese Gunstbezeugung äußerst impertinent, und dankte ihm für seine Liebe. Unser Abschied war so viel ich mich erinnere lustig. „Sie lieben mich also?“ sagte ich, nun so bringen Sie mir recht oft Ihre schöne Figur, und dies nachlässige Kopfnicken hieher, ich belustige mich sehr daran, und das ist schon viel. — Wer weiß auch, wenn ich mich erst über Ihre Selbstgefälligkeit werde satt gelacht haben, gewöhne ich mich vielleicht daran.“

Die

Diese Probe schien ihm vermuthlich etwas zweydeutig, denn er verließ mich, und kam nicht wieder.

Ich erhielt täglich so viele Beweise meiner Liebenswürdigkeit, und liebte diese Beweise so sehr, daß ich alles anwendete, um mit jedem Tag neue zu erhalten. Alles dies that ich vermöge der Begierde, die wir haben, den Männern zu gefallen, deren Geschmack wir verwöhnt haben, und die wir nachher nicht mehr reizen, wenn wir nicht unsre natürlichen Annehmlichkeiten, auf Kosten der Sittsamkeit zu erhöhen suchen. Heutzutage gilt bloße Schönheit und Unmuth wenig, wenn man nicht der Mode folgt, und sie durch ein beynah unverschämtes Wesen herauspukt. Ueberdies fiengen meine Jahre an, mich nach und nach zu beunruhigen, sie schienen mir schneller zu fliehen als sonst, zwar war ich noch jung, aber doch nicht weit von dem Ziel entfernt, wo die Schönheit eines Frauenzimmers anfängt zu wanken, und wo man nicht mehr weiß welches Alter man ihr geben soll. Ich glaubte mit einer galanten modischen Figur noch lange jung zu bleiben, allein was für Mühe und Zeit kostete mich nicht die Erhaltung und

täg.

tägliche Abänderung dieser Figur! Wie werde ich mich aufsetzen lassen? Welches Kleid anlegen? Was für Bänder wählen? Von welcher Farbe? Dies ist sanfter, jenes lebhafter. — Ein sanftes Ansehn rührt zwar, aber ein lebhaftes macht stärkern Eindruck. Zuweilen war ich nicht wenig verlegen, ob ich mich sehr oder gar nicht putzen sollte. Wie oft gieng ich nicht mit einem Kleid aus dem Haus, das mich eine halbe Stunde nachher reute angezogen zu haben, und dann wenn ich Mannspersonen auf dem Spaziergang antraf, mit welcher Ungeduld erwartete ich nicht, bis sie mich vor andern ansehen würden! Wenn ich mich zuweilen mit meiner besten Freundin unterhielt, so wurde meine Freundschaft bald wärmer bald kälter, je nachdem man neugieriger auf mich oder auf sie war.

Während daß ich so lebte, verliebte sich ein Wittwer in mich, der eine achtzehnjährige Tochter hatte, mit der ich vorher umgegangen war, und der er sogleich ohne mein Wissen allen fernern Umgang mit mir verbot. Er schickte sie zuerst aufs Land, zu einer Verwandten, um mich auf eine unmerkliche Art an ihre Abwesenheit zu gewöhnen.

nen. Sie kam wieder in die Stadt zurück, aber ich bekam sie nicht zweymal in einem Monath zu sehen. Ich staunte darüber, und schrieb es einer gewöhnlichen Mädchenlaune zu, ihr Vater selbst zuckte darüber die Achseln, und sagte sie wäre leichtsinnig und veränderlich. Aber die junge Person liebte mich wirklich, und da sie nur mit Widerwillen gehorchte, vertraute sie die wahre Ursache von dem Verfahren ihres Vaters jemanden, der nicht eher schlafen konnte, bis er mir sie wieder gesagt hatte. Ich erfuhr also warum sie mich nicht mehr besuchte, und zwar in einem Augenblicke, wo ihr Vater mich eben verlassen, und mir zärtlicher als jemals geschienen hatte. Ich erröthete bey der Erzählung, und hatte in meinem Leben keine solche Ehrenlektion erhalten, denn ich errieth leicht die Beweggründe, warum der Vater seiner Tochter meinen Umgang verboten hatte. Ich fühlte wie sehr ich dadurch beschämt wurde, und war traurig, diese Beschämung verdient zu haben.

Ohngefähr um dieselbe Zeit bestahl eine Kammerfrau ihre Gebieterinn, die ich genau kannte, und nahm ihr ein Kästchen Geld mit fort, welches sie erspart und im Spiel

zusammen gewonnen hatte. Diese Dame
 mochte den Diebstahl nicht laut werden las-
 sen, aus Gründen die ich nicht wußte, aber
 nachher erfuhr. Sie bat mich also mit der
 entwichenen Kammerfrau zu reden, und ihr
 so viel möglich zu drohen. Ich gieng hin,
 weil sie sich gar nicht versteckte, und stellte
 ihr die Schande und die Gefahr einer solchen
 Handlung vor. „Madame, antwortete sie
 „mir, ist eine Undankbare, sie versprach
 „meine Dienste besser zu belohnen, und ich
 „habe nur genommen was mir mit Recht
 „zukömmt. Uebrigens fürchte ich mich gar
 „nicht, ich habe ein Duzend Briefe in mei-
 „ner Gewalt, die Herr M** an sie geschrie-
 „ben, und die sollen sie abhalten mich zu
 „verfolgen. Was aber die Schande der
 „Handlung betrifft, die Sie mir vorstellen,
 „und geseht auch es wäre wahr, daß ich ihr
 „mehr entwendet hätte, als sie mir schuldig
 „ist, so brauche ich eben nicht mehr darüber
 „zu erröthen als sie selbst. Am Ende hat je-
 „des von uns seine Fehler, Madames Feh-
 „ler besteht in der Liebe zu den Mannspers-
 „onen, und der meinige in der Liebe zum
 „Geld, besonders aber wenn es mir ge-
 „hört.

Ich nahm diese Lehre mit an, und erkannte daraus, wie unvorsichtig es sey, sich seinen Bedienten anzuvertrauen.

Das Alter war nun bey mir eingetretten, alle Jugendreize verschwunden, und alle Kunst sie zurück zu rufen vergeblich. Mein Gesicht wollte darüber gar keine Lehre mehr annehmen, und doch blieb mir noch einiger Trost übrig. Ich ward etwas stark, sehr gesund, und fand mich noch liebenswürdig, nicht zwar in dem Grad eines jungen hübschen Weibes, allein giebt es nicht Reize von verschiedenen Gattungen? und hat nicht jedes Alter die seinigen? So dachte ich um mich etwas zu beruhigen, und wirklich hielt ich mich mit diesen Gedanken eine Weile hin. Aber bald verschwunden alle Hülfsmittel, ich ward wirklich alt, und mußte zur Vernunft zurück kehren, und mir gestehen, was ich eigentlich war. Ich erkannte mich also selbst für ein altes Weib, das noch Spuren vorzeitiger Schönheit an sich hatte — und um alles zu sagen, selbst diese Spuren schmelzen mir noch. — Thöricht genug! Aber es ist die Geschichte jedes Weibes. — Wir sind kokett, wenn wir liebenswürdig sind, und noch kokett, wenn wir aufgehört haben es zu

seyn; im erstern Fall suchen wir geliebt zu werden, im andern zu zeigen, daß wir der Liebe werth waren. Auf diese Art spielte ich also noch immer die Eitle, und hatte zu weilen auch Hoffnung zu gefallen, wodurch ich aber so lächerlich wurde, daß ich mir einst selbst eine derbe Züchtigung zuzog.

Eines Tags besuchte ich eine Dame, mit der ich den Tag vorher auf dem Land gewesen war, ich fand sie nicht, man sagte mir aber, sie würde bald wieder nach Haus kommen. Ich gieng in ihr Kabinet, um sie zu erwarten, und suchte einige Bücher, um mich zu unterhalten, als ich ein Billet zu meinen Füßen niedersinken sah. Ich hob es in Hoffnung, daß es ein Liebesbrief wäre, auf, und fand mich nicht betrogen. Was ich aber nicht vermuthet hatte, war, daß sich darinn ein Mann über mich lustig machte, der mir bisher mit solcher Achtung und Gefälligkeit begegnet hatte, daß ich dessen Gesellschaft mehr als jede andere suchte. Hier ist das Billet.

„Um unsrer Liebe willen bitte ich Sie,
 „mit dieser alten Frau von M** zu bre-
 „chen. Sie erweisen mir dadurch einen un-
 „bezahlbaren Dienst, indem ich sie eben so
 „herz-

„herzlich haffe als ich Sie liebe. Wissen
 „Sie wohl, warum sie uns gestern in die
 „Allee nachfolgte, wo wir giengen? Sie er-
 „rathen es gewiß nicht; sie ist zu meinem
 „Unglück in mich verliebt, und diese Liebe
 „habe ich mir durch eine unzeitige Höflichkeit
 „zugezogen. Zum Henker mit der verdammt-
 „ten Höflichkeit! Beym Aufstehen vom Tisch
 „machte ich ihr in der Zerstreung einige
 „kleine Schmeicheleyen, weil Sie mir eben
 „die Hand gedrückt hatten. Meine Freude
 „darüber war so groß, daß sie in meinem
 „ganzen Betragen zu lesen war, und in
 „dem Augenblick hätte ich meiner Ur-
 „mutter Süßigkeiten vorsagen können. Die
 „gute Dame nahm meine Zerstreung für
 „eine Erklärung an, und fängt an sich ohne
 „alle Umstände in mich zu verlieben. So
 „hab' ich nun ihr Herz über dem Hals.
 „Was soll ich aber mit der Antike? Ueber-
 „heben Sie mich der Verlegenheit, den
 „Grausamen zu spielen. Kurz brechen Sie
 „mit ihr, damit ich sie los werde, und hilfe
 „das noch nicht, so sagen Sie nur, daß ich
 „schlimm von ihr spräche, und ihr Altes
 „wüßte. Guten Morgen, meine schöne
 „Freundinn, ich bete Sie an, und werde

„es in einer Viertelstunde zu Ihren Füßen
 „beschwören.“

Ich legte den Zettel genau wieder zusammen, und gieng nach Haus, um mich meinen Gedanken zu überlassen. Nach vielem Hin- und Hersinnen, vielen Entwürfen von Rache, vielen Seufzern und vieler Beschämung, fiel der Schluß dahin aus, ach! dahin — daß ich wirklich sehr alt wäre, und daß ich dem andern Geschlecht mehr Ekel als Zuneigung einflößen müßte. Einen Monath nach diesem traurigen Aufschluß machte ich noch eine andere wichtigere Entdeckung, an die ich noch nicht gedacht hatte.

Einer unsrer Freunde hatte mich nebst meinem Mann zu Tische gebeten, und wir giengen an dem bestimmten Tag hin. Der Pförtner ließ uns ein, ohne ein Wort zu sagen. Ich gieng die Treppen hinauf, und begegnete einer Kammerfrau in Thränen, die bey mir ohne mich zu sehen vorübergeht. Ungeduldig, was dies bedeuten sollte, lief ich nach dem Zimmer der Dame, deren Freundin und Vertraute ich war. Ich sehe sie in einem Stuhl mit dem Rücken gegen den Eingang sitzen, und laufe, um sie mit meiner Umarmung zu überraschen. Ich warf

warf mich um ihren Hals — in dem Augenblick höre ich ein Klaggeschrey aus einem nahen Kabinet kommen, und sehe, daß ich einen todten Leichnam in meinen Armen halte. Das Blut erstarrte mir in den Adern, und ich fiel sinnlos über sie hin. Mein Geschrey lockte diejenigen, so im Kabinet waren, heraus, es war ihr Mann und ihr zehnjähriger Sohn. Es kamen Geistliche herein, mein Mann kam dazu, und ich schlug in demselben Augenblick die Augen auf, da man eben den entseelten Körper meiner Freundin wegtrug. Noch schaudre ich davor, ihr Kopf war herabgesunken, und ihr Gesicht! — welch ein Unterschied von dem, was es noch drey Tage vorher war! Alle Züge waren durch den Schlagfluß, der ihr Leben endigte, zerstört und vernichtet.

Man mußte mich beynah in meinen Wagen tragen, und ich legte mich zu Bette, sobald ich nach Haus kam. Ein trauriger Gedanke verdrängte den andern, und jetzt dachte ich zum erstenmal daran, daß ich sterben mußte. — Meine Freundin hatte nicht einmal so viel Zeit gehabt, diesen Gedanken zu fassen!

Ein noch schmerzhafterer Fall folgte diesem auf dem Fuß nach. Mein Mann wurde krank, und starb bald nachher mit einer Liebe gegen mich, die ich mehr seinem guten Herzen, als meinem Verdienst um ihn zurechnen konnte. Ich bat ihn noch tausendmal um Verzeihung, daß ich nicht gefälliger und theilnehmender gegen ihn gewesen wäre.

Von nun an brach ich mit allem, was man Vergnügen der Welt nennt, ich hatte nur noch mit einigen in der Stille lebenden Weibern Umgang, die mich bald ihren geistlichen Uebungen mit beywohnen ließen. Aber dies Leben gefiel mir nicht lang, ich hörte sie nur immer von ihrem Gewissensrath sprechen, ihr Leben verfloß in ewigen Zweifeln, welche seine Gegenwart beynah unaufhörlich nöthig machten. Mir schien dies Bedürfnis der Creatur um den Schöpfer zu lieben, äußerst mangelhaft; und ich fand, daß das Fleisch hier frömmere wäre als der Geist.

Einer dieser Gewissensrätthe starb, und die Dame, der er angehört hatte, kam bey- nah darüber von Sinnen. Ihre fromme Verzweiflung gab mir ein Uergerniß, ich

zog mich auf das Landguth zurück, wo ich sonst am liebsten war, und hier besorgt nun der Pfarrer mein Gewissen, ohne im geringsten etwas mit meinem Herzen zu thun zu haben.

III.

Maria Stuart und Chatelard.

Maria Stuart, die wegen ihrem traurigen Ende in der Geschichte bekannt ist, besaß alle Eigenschaften des Kopfs und des Herzens, um als Privatperson sehr glücklich zu leben, und würde mit etwas mehr Weltflughheit, weniger Vertrauen auf Menschen, und weniger Hang zum stillen Privatleben, schwerlich ein Opfer von Elisabeths Ehrgeiz geworden seyn. Aber ihre Seele war mehr den Eindrücken der sanftern Empfindungen offen, als denen einer stets wachsamem, stets beunruhigenden Ehrbegierde. Lustbarkeiten, Wälle, Dichtkunst und Liebe, vorzüglich die letztere, beschäftigten sie ihr

ganzes Leben durch, und selbst noch auf dem Thron. Sie liebte nicht nur die Dichter, sondern befließigte sich selbst der Poesie. Des Morgens, wenn sie aufstand, sah man in ihren Vorzimmern Gelehrte mit Hofleuten vermischt, um ihr aufzuwarten, und des Abends schenkte sie den Gelehrten allezeit zwey Stunden, um durch ihre Unterhaltung die Heiterkeit ihrer Seele wieder herzustellen, welche des Tags über durch Geschäfte, und das lärmende Hofgewühl war getrübt worden.

Während ihrem Aufenthalt am französischen Hof, gelang es dem Dichter Chastelard, der heimlich in sie verliebt war, sich ihrer Person zu nähern. Er war schön gebildet, voller Muth und Feuer, und ganz dazu gemacht, das Herz eines Frauenzimmers ausser Fassung zu bringen, dabey war er von vornehmer Geburt, und einer der artigsten und tapfersten Edelleute des damaligen Hofes *).

Er

- *) Brantoure sagt von ihm: Il parloit bien, mettoit par escrit des mieux, et même en Rimes, aussi bien qu' aucun Gentilhomme de France, usant d'une Poesie fort douce, et etoit gentil Cavalier.

Er liebte die Königin, nicht wegen ihrem Rang, sondern als das schönste Weib, das er je gesehen hatte, und wenn er sich zuweilen ihres Standes erinnerte, so war dies ein neuer Beweggrund, sie noch mehr zu lieben, und zu schweigen. Er brachte es durch seine Aufmerksamkeit und sein feines Betragen dahin, daß er eine Stelle bey der Königin erhielt, welche ihm Gelegenheit verschaffte, sie täglich, und mehrentheils allein zu sehen. Seine Liebe stieg mit jedem Tag, Maria machte Verse mit ihm, die er nachher durchsah und verbesserte, er übersetzte für sie den Tibull und Ovid, und immer gefällig, immer unermüdet, gewann er endlich ihr ganzes Vertrauen.

In einer solchen Stunde des Vertrauens sagte Maria zu ihm, indem sie von den Hofleuten sprach: „Alle die Herren vergessen mich, so bald sie ihre Reverenz gemacht haben, ich bin nur Königin in ihren Augen, aber du Chatelard du bist mein Freund.“

Wer war glücklicher als Chatelard, die Königin bemerkte seine innere Bewegung, und las in seinen Augen ein Geständniß, dem si dadurch auswich, indem sie in das

Nebenzimmer gieng. Chateaud lief in Entzücken verloren hinunter in den Garten, auffer sich, ohne etwas zu sehen noch zu hören. „Liebe! rief er aus, gränzt so nah an Freundschaft, und wenn die Königin meine Freundin ist, so bleibt nur noch ein kleiner Schritt übrig.“ —

Ein Monath gieng vorüber, ohne daß er weiter kam. Maria sah ihn mit demselben Vergnügen, aber ihr Herz sprach nicht dringend für ihn. Niemals waren seine Gedichte feuriger, nie wurden sie mit so vieler Empfindung von ihr gelesen, nur war er nicht der Gegenstand, auf den sie angewendet wurden.

Ein furchtbarer Nebenbuhler trat nun auf. Es war Franz von Montmorency aus einem der ersten Geschlechter des Reichs, und vermöge desselben selbst dem Throne nah. Er besaß viele Vorzüge, nur war er nach Art des damaligen, und man könnte hinzusetzen, des heutigen vornehmern Adels wenig unterrichtet. Maria stand in dem Ruf einer Gelehrten, einer Dichterin, wie sollte er ihr also im alltäglichen Hofton schreiben? — In Hoffnung, Mariens Liebe zu erhalten, wand er sich an

Cha:

Chatelard, und dieser lieb seinem Nebenbuhler, ohne daran zu denken, seine Feder und seinen Geist. Die Korrespondenz nahm von beyden Seiten ihren Anfang, und Maria verlor bald ihre Ruhe. Montmorency verließ sie beynah nicht mehr, und Chatelard konnte sie kaum allein sprechen. Maria fand seine Verse nicht mehr so schön, „sie gleichen, sagte sie, schönen Gemälden, welche die Körper vollkommen wohl vorstellen, aber ihnen die Seele nicht geben können.“ Es war ihre erste Liebe, und sie hatte einen Vertrauten nöthig, Chatelard wurde dazu erwählt, denn damals wußten die Männer noch ein Geheimniß zu behalten.

Eines Tags, als sie mit ihm in einer Allee des Gartens spazieren gieng, suchte sie ihr Herz zu erleichtern, und brachte das Gespräch nach vielen Ausholungen auf Montmorency. „Er spricht sehr gut, man hört nur seine Tapferkeit rühmen, und er bringt seine Gedanken vortreflich zu Papier.“ Chatelard stimmte in dieses Lob mit ein, ohne zu wissen, daß er sich selbst entgegen arbeite. „Da ihr treu und verschwiegen seyd, fuhr Maria fort,

„ so will ich euch nichts verheelen; Mont-
 „ morency hat mir geschrieben, denn ihr
 „ müßt wissen, daß wir uns beyde lieben.
 „ Ich bitte euch aber, schweigt davon, und
 „ lest hier diesen Brief.“ Chatelard nahm
 mit zitternder Hand den Brief, und erblickte
 in ihm denjenigen, den er selbst diktirt hatte.
 „ Er hat Kopf, sagte er, indem er das Pa-
 pier zurück gab, „ ich wünsche nur zu Ih-
 „ rem und seinem Glücke, daß sein Verstand
 „ ihm immer so glücklich diene, denn ver-
 „ muthlich hat er diesem rührenden Brief den
 „ Eindruck zu danken, den er auf Sie ge-
 „ macht hat.“ „ Ja! sagte Maria,
 „ denn er schreibt besser als er spricht.“ Zum
 erstenmal suchte Chatelard eine Unterredung
 abzubrechen, die ihm unerträglich wurde,
 und verließ die Königin, so bald er konnte.

Er nahm sich fest vor, dem Herrn von
 Montmorency seine Feder nicht mehr zu
 leihen, da aber die Liebe immer geschäftig,
 immer etwas zu sagen hat, so fühlte dieser
 sehr bald, wie nothwendig ihm Chatelard
 war. Er gieng in der Absicht zu ihm, aber
 Chatelard verweigerte ihm seine Dienste
 mit ziemlicher Härte. Montmorency
 war stolz, und sprach mit ihm in dem Ton,

wo:

wozu ihn sein Rang zu berechtigen schien; Chatelard, der ihm an Wiß weit überlegen war, ließ seiner Satyre freyen Lauf, und Montmorency erwiderte mit Schimpfen. Chatelard legte seine Hand auf sein Degengefaß. Montmorency verstand ihn, und beyde giengen um sich zu schlagen. Bevor sie anfiengen, wollte Montmorency die Ursache seiner Weigerung wissen. Chatelard verlangte Verschwiegenheit, und Montmorency schwur sie ihm. Nun erklärte er ihm, daß er selbst die Königin liebe. Montmorency staunte über die Berwegenheit, und sagte ihm, er würde sich dadurch den Untergang bereiten, und das Schicksal des Ikarus haben. Er forderte seiner Seits einen Eid von Chatelard, nicht zu sagen, daß er die Briefe nicht geschrieben hätte. Sie schlugen sich, Chatelard wurde schwer verwundet, und fiel rücklings auf die Erde. Montmorency bat ihn nach damaliger Gewohnheit um Verzeihung. Chatelard vergab ihm, und Maria schickte ihm ihren Arzt, mit dessen Hülfe er bald wieder genas.

Montmorency, der keinen so geschickten Sekretär wieder finden konnte, schrieb nicht mehr so angenehm, nicht mehr so schön wie vormals, die Königin bemerkte es, und sagte zu Chatelard: „Die Liebe spricht nicht mehr aus Montmorency,“ sohet und soleset, es ist nicht mehr derselbe Mensch.“

Dies war ein Triumph für Chatelard, und er schlug nun einen andern Weg ein. Jeden Morgen fand die Königin ein zärtliches Briefchen auf ihrem Tisch. „Seyd ihr es, frug sie ihn einst, der mir so zärtlich geschrieben hat? — O, wenn ich es wäre, Sie würden mich dafür bestrafen.“ — Bedauern würde ich euch, und den Verlust eines Freundes beklagen, denn ich sehe euch sehr gern als meinen Freund. — Und als Ihren Geliebten? — Stille davon, ihr müßt ja wissen, daß mich diese Rede beleidigen muß. Aber ich ver-gebe euch doch. Chatelard, sagte sie, indem sie ihm sanft auf die Backen klopfte, ihr seyd nicht klug. — Wem werd' ich mich nun anvertrauen? — Mir! antwortete er, immerfort mir.“ Er faßte die Hand der Königin, und sie erlaubte sie ihm zu küssen. Dieser Kuß bereitete sein

Un-

Unglück, denn er faßte Hoffnung, und glaubte sich zu dem beneidenswürdigsten Glück bestimmt.

Bald nachher ward Herr von Montmorency durch Rabalen genöthigt, den Hof eine Zeitlang zu verlassen, und Chatelard blieb also allein um Maria. Er folgte ihr überall auf dem Fuß nach. Er überraschte sie eines Tags in einem Gehölz einsam, da sie eben einen Brief von ihm, und einen von Montmorency in Händen hatte. „Ach! seufzte sie halblaut, Chatelard, warum bist du nicht Montmorency, oder Montmorency, warum hast du nicht die Fähigkeiten Chatelards.“

Chatelard, der sich wollte erkennen lassen, fieng an, ein Lobgedicht auf sie mit lauter Stimme zu deklamiren. Maria erkannte seine Stimme, gieng auf den Ort zu, und fand ihn auf den Knieen liegend, und ihr Gemählde in der Hand haltend, das er mit seinen Thränen benezte. „Was macht ihr hier? Sie sehen es, ich bete Sie bis in ihrem Bilde an — Ihr habt geweint? — Weil ich liebe ohne Hoffnung — Ihr in mich verliebt? Ihr wagt es mir zu sagen! — Ist es ein Verbrechen, Sie zu lieben, so bin ich

„ich freylich sehr strafbar. Ich bin kein
 „Prinz, aber ich habe eine Seele, und ein
 „Herz . . . Ach dies Herz! Sie wissen
 „nichts . . . Sie haben nie gefühlt . . .
 „Lieben Sie mich, so würde bald der Unter-
 „schied des Standes zwischen uns verschwin-
 „den. — Warum seyd ihr nicht Herr von
 „Montmorency! — Sie lieben ihn als
 „so? — Ja . . . und glaube, daß er mich
 „nicht liebt . . . ihr seht, ihr seyd gerö-
 „chen . . . Wie! er sollte Sie nicht lieben,
 „wäre es wahr, so sollte mein Degen . . .
 „Ihr seyd verrückt! — Nichts weniger,
 „wäre er untreu, so würde er Sie unglück-
 „lich machen, und es wäre meine Pflicht,
 „ihn zu bestrafen. Ich würde ihm seine
 „Treulosigkeit vorwerfen, und ihn zu Ihren
 „Füßen zurückbringen. Selbst der Augen-
 „blick, wo ich Sie mit ihm wieder vereinigt
 „sähe, würde, trotz meiner Eifersucht, ein
 „schöner Augenblick für mich seyn.“

Maria vertraute ihm nun, daß Herr
 von Montmorency in die Frau von
 Sauve, die Geliebte des Herzogs von
 Guise, verliebt wäre. Aber Chatelard
 benahm ihr diese Meinung, rechtfertigte sei-
 nen Nebenbuhler, und zeigte ihr deutlich,

daß

daß Herr von Montmorency dies nur aus politischen Absichten thäte, weil Frau von Sauve den Herzog verlassen, und den Prinzen von Conde gewählt, dessen Gunst Montmorency nöthig hätte.

So handelten damals die Nebenbuhler gegen einander, sie haßten sich, aber ließen einander Gerechtigkeit wiederfahren; Verläumdung, die Wissenschaft der feigen und niedern Seelen, war damals noch nicht so im Schwang, wie heut zu Tag.

Die Stütze des Montmorency, der Prinz von Conde, fiel, durch die Rabalen des Kardinals von Lothringen und seiner Anhänger, und sollte sogar den Kopf verlieren. Montmorency, als einer seiner Vertrauten, wurde bey Nacht in seinem Bett gefangen genommen, und hingeseht. Maria erfuhr es den Augenblick, und nun sehe man, wie sinnreich die Liebe ist. Sie ließ den Offizier, der ihn gefangen hatte, rufen, und frug ihn: ob er den Herrn von Montmorency kenne? Nein! war die Antwort. „Und wie wißt ihr denn, daß er der Gefangene ist, den ihr angehalten habt? Man hat es mir gesagt, und er selbst hat mir seinen Namen eingestanden. Man kann euch
E
,,hin-

„hintergangen haben — Dem sey wie ihm
 „wolle, entferne euch vom Hof, und er-
 „scheint nicht eher wieder am Hof, bis ich
 „es euch befehle. —

Es war Mitternacht. Sie ließ sogleich
 Chatelard aus dem Bett heben, und so-
 bald er kam, nahm sie ihn bey der Hand, und
 gieng mit ihm in ihr Kabinet. Plötzlich
 wachte bey ihm seine schönste Hofnung auf.
 Wer hoft nicht, wenn er liebt! — Marta
 zauderte, war verlegen, erröthete — Er sei-
 ner Seits glaubt, es wäre das letzte Sträu-
 Ben der Schamhaftigkeit, sein Herz schlug
 hoch empor. . . er wollte sich ihr eben nä-
 hern, als sie beynebh kraftlos auf einen Lehne-
 stuhl hinsank, kaum hielt ihn der Respekt
 noch zurück, als sie mit unterbrochener Stim-
 me anfieng.

„Ach! Chatelard, ihr liebt mich; nicht
 „wahr? — Ob ich Sie liebe? — Nun so
 „zeigt euch meines Vertrauens würdig, und
 „schwört mir dasjenige zu verschweigen, was
 „zwischen uns hier gesprochen wird.“ Er
 schwur mit dem Eneyücken eines Verliebten,
 des im Begriff ist glücklich zu werden. „Wollt
 „ihr auch schwören, mir blindlings zu gehor-
 „schen?“ Er schwur. —

„Nun denn, Herr von Montmorency
 ist im Gefängniß, ihr wißt, was er
 für Feinde hat, lassen wir es bis zum Ur-
 theil kommen, so ist er verloren. Ihr
 wißt auch, wie sehr ich ihn liebe — Leider!
 antwortete Chatelard mit einem tiefen
 Seufzer, da er seine Hoffnungen so plöz-
 lich vereitelt sah — „Ich will ihn retten,
 fuhr Maria fort, und ihr seyd der Ein-
 zige, den ich zum Vertrauten wähle, ihr
 seyd mein Freund. — Reden Sie, was
 soll ich thun, sagte er. — Ins Gefängniß
 gehen, man wird euch auf meinem Befehl
 die Thüren öffnen, dort sollt ihr seinen Platz
 einnehmen, und er soll sich in eurer Klei-
 dung retten — Er wird sich retten, er
 wird zu Ihren Füßen liegen, während daß
 ich . . . doch ich gehorche, und sollte es mir
 mein Leben kosten. Ich werde niemand
 sagen, daß ich des Herrn von Montmo-
 rency Stelle genommen habe, es wird
 gewissermaßen ein Trost für mich seyn, für
 Sie zu sterben, aber mein Blut wird Sie
 einst anklagen, wenn Sie meinem Tod nicht
 wenigstens eine Thräne schenken! — Ihr
 werdet nicht sterben, erwiederte die König-
 in, man liebt euch bey Hof, der Kardinal
 würde

„würde euch begnadigen, wenn ihr auch
 „strafbar wäret, aber Montmorency hat
 „nichts von ihm zu hoffen.“ „Ich eile,“ rief
 Chatelard aus, drückte die Hände der
 Königin in die seinigen, und ließ einige
 Thränen darauf fallen. Beyde waren zu
 sehr beschäftigt, um zu sehen, daß der eine
 zu weit gieng, und die andere ihre Würde
 als Königin vergaß.

Er eilte nach dem Gefängniß, und die
 Thüren wurden ihm geöffnet. „Prinz! sagte
 „er, nehmen Sie meine Kleider, geben Sie
 „mir die Ihrigen, und retten Sie sich. Ge-
 „hen Sie hin, um sich bey der Königin zu
 „bedanken. Sie allein konnte Ihren Neben-
 „bahler bewegen, Ihren Platz hier einzuneh-
 „men. Vermuthlich steht in dem Buch des
 „Schicksals geschrieben, daß ich beständig
 „der Beförderer Ihres Glücks seyn soll —
 „Glauben Sie mir, sagte Montmoren-
 „cy, daß ich nie die Größe Ihres Dienstes
 „vergessen werde. Ich bin bereit, Ihnen
 „meine Erkenntlichkeit durch die stärksten
 „Aufopferungen zu beweisen — Es giebt
 „vielleicht eine, zu der Sie sich nicht verste-
 „hen würden — doch vielleicht; sagte der
 „Prinz — Wie vielleicht? rief Chate-
 lard

„Lard aus, Sie wollten mir Ihre Leiden-
 „schaft aufopfern? — Wer weiß? war die
 „Antwort — Wahrlich! sagte Chate-
 „lard, Sie sind von der Zärtlichkeit der Kö-
 „nigin wenig gerührt — Nicht so sehr, ich
 „gestehe es, als von der Großmuth Ihres
 „Verfahrens — Ach! Sie lieben Sie nicht,
 „sagte Chatehard. Ich kam hieher, um
 „mich für die Königin aufzuopfern, das ist
 „Liebe; Sie aber müssen mir alles aufopfern,
 „ausgenommen die Königin, dies ist Er-
 „kenntlichkeit. Aber Sie . . . doch ich
 „sehe, Sie lieben sie nicht. Vielleicht könn-
 „te ich meine Handlung bereuen, wenn es
 „möglich wäre. Retten Sie sich, mein Herr,
 „würdig oder unwürdig dieser Gnade —
 „Mein Herr! rief der Prinz aus, Ihre Art
 „Dienste zu leisten ist etwas hart. Ich will
 „Ihnen nichts zu danken haben, ich bleibe
 „hier im Gefängniß, und hätte ich meinen
 „Degen hier, so würde ich Genugthuung für
 „Ihre verwegenen Reden fordern — Hier
 „auf der Stelle, wenn Sie wollen, erwie-
 „derte Chatehard, hier ist mein Degen,
 „ich nehme einen von der Wache, die drauß
 „sen steht.“ Sie schlugen sich, das Ge-
 „klirre ihrer Degen nöthigte den Gefangen-
 „

wärter, die Wache herbey zu rufen, und die Thüren des Gefängnisses wurden schnell verschlossen.

Die Nachricht von diesem seltsamen Duell kam bald nach Hof, aber niemand wußte das Räthsel zu lösen. Heut zu Tag hätt es jedermann erfahren, aber damals war Verschwiegenheit die unzertrennliche Gefährtin der Liebe, trotz alles Hasses und aller Eifersucht. Chatelard stund nicht mit auf der Liste der Verschwornen, er wurde also losgelassen, und eilte, der Königin sein Abenteuer zu erzählen. „Montmorency, sagte er gleich beym Eintritt, liebt Sie nicht —“ „Ich glaube es nun, war die Antwort, der Zufall hat mir einen Brief in die Hände geführt, Frau von Sauve ist nicht mehr meine glückliche Nebenbuhlerin, sondern Frau von la Roche, aber so groß auch seine Treulosigkeit ist, soll ich ihn deswegen umkommen lassen?“

Der Tod Franz des zweyten veränderte unterdessen die ganze Verfassung des Hofes. Maria, obgleich blaß und traurig, war in den Augen Katharinen von Medicis ein Gegenstand der Eifersucht. Sie ihrer Seits liebte Katharinen nicht. Montmorency war

war untreu geworden, und sie hatte alle ihre Macht über Chatelard anwenden müssen, um ihn abzuhalten, ihn zum drittenmal herauszufordern. Voll Verdruß über fehlgeschlagene Hoffnungen, und täglich zunehmende Kränkungen von Seiten Kathariners, ließ sie sich endlich von dem Cardinal von Lothringen bereden, auf den Titel und das Wappen einer Königin von England Verzicht zu thun, und kehrte nach Schottland zurück. Chatelard entsagte dem Umgang der Gelehrten und der Musen, verließ sein Vaterland, und eilte auf den Flügeln der Liebe und Hoffnung mit Marien nach Schottland.

Dies Reich war bey ihrer Ankunft in lauter Factionen getheilt, die reformirte Religion war wieder die herrschende geworden, und Maria war von Natur eher geschickt, ein ruhiges Reich mit Sanftmuth und Güte zu regieren, als ein aufrührisches Volk zu bändigen. Sie heurathete bald nachher Heinrich Arley, einen ihrer Anverwandten, der aber zur Regierung ganz unfähig war. Heinrich ließ einen ihrer Liebhaber, Namens Riccio, den er in ihrem Schlafzimmer antraf, ermorden, wurde aber bald nachher selbst todt gefunden. Die Kö-

nigin heurathete hierauf einen gemeinen Edelmann, Namens Georg Borchwell.

Chatehard gerieth darüber in Wuth, daß er ohnerachtet seiner großen Dienste nicht vorgezogen wurde. Die Geschichte mit Riccio, der Tod Heinrichs, und der Ruf, in dem die Königin damals stand, erkältesten allmählich seine Liebe. Von nun an fand er an Marien nicht mehr jene Schamhaftigkeit, jene Tugend, und jene Sanftmuth, die ihn so sehr als ihre Schönheit hingerissen hatten. Die Geringschätzung ihres jetzigen Betragens ließ sich nicht gut mit der Liebe vereinigen, er hielt fest auf Ehre, und die Liebe mußte weichen. Er glaubte ihr keinen Respekt mehr schuldig zu seyn, und zwang sich weniger in ihrer Gegenwart. Die Königin ihrer Seits war jetzt günstiger gegen ihn gesonnen, und suchte nur einen Vorwand, um seine Wünsche zu krönen, aber er war weit entfernt, Gelegenheit dazu zu geben. Jetzt konnte er ganze Stunden mit ihr allein zubringen, ohne daß weder sein Mund, noch seine Augen ihr etwas Zärtliches sagten. Er redete mit ihr eine ganz fremde Sprache, hatte Präensionen, strich seine Dienste heraus, und vernachlässigte

figte alle jene Schonung, die man einem gefühlvollen Frauenzimmer schuldig ist. Er verachtete sie im Grunde, und wollte es ihr nicht einmal verheelen. Dem zufolge gewann er eine ihrer Kammerfrauen, und schlich sich des Abends heimlich in ihr Schlafzimmer. Die Postpferde stunden bereit, er wollte die Königin mit Gewalt überraschen, ihr hernach seine ganze Verachtung zeigen, sich zu Pferd setzen, und Schottland verlassen.

Hinter dem Bett versteckt, wartete er, bis die Bedienten weg waren, und seine ziemlich deutliche Erklärung machte die Königin eben so sehr staunen, als seine unvermuthete Erscheinung. Sein Leben und sein Tod stand in ihren Händen, aber Maria war schwach, vergab und bedauerte ihn. „Chatelard, sagte sie mit sanfter Stimme, weil du es denn vergessen hast, daß ich Königin bin, so will ichs auch vergessen, zwing mich nicht, mich daran zu erinnern. Wenn ich auch deines Gleichen wäre, was wagst du von mir zu fordern, und auf welche Art! dieser Preis gehört nur der Liebe — Nichts sagt mir mehr, daß du mich noch liebst, du kannst mich also nicht hintergehen. Bin ich denn

„so verächtlich in deinen Augen? Erspare
 „mir deine Rechtfertigung, erspare mir den
 „Kummer, sie auf mein Betragen gestützt zu
 „sehen. Dir kommt es ja nicht zu, mich
 „zu richten, mein Herz und meine Hand ste-
 „hen in meiner Gewalt, und so konnte ich
 „ja die eine dem, und das andere jenem
 „schenken. Ich konnte einen Unterthan, der
 „mir gefiel, auf den Thron neben mich set-
 „zen, ohne daß dich das berechtigt, mir
 „Vorwürfe zu machen. Ach! Chatelard!
 „hat diese Marie, die du in Frankreich so
 „sehr liebtest, jetzt so wenig Werth in dei-
 „nen Augen, weil sie unglücklich ist? Du,
 „der Vertraute meiner Seele, wie kannst
 „du mich so beleidigen? Ach! so viele frem-
 „de Umstände haben meinem Charakter Ge-
 „walt angethan, du solltest eigentlich dein
 „Vergehen bereuen, und es wieder gut ma-
 „chen, denn deine Dienste habe ich noch nicht
 „vergessen. Der in Frankreich so bescheide-
 „ne, so treue Chatelard, wird mir im-
 „mer werth bleiben. Vielleicht sage ich zu
 „viel. Geh! laß mich ruhen, ich bedarf
 „es, wie konnte mein Freund kommen, und
 „meine Ruhe stören! „ Chatelard
 ward verlegen, verworren, aber nicht gerührt,
 und

und nahm sich heimlich vor, ein andermal dreister zu seyn, die Güte der Königin machte ihn nur verwegner. „Hätte ich wirklich misfallen, dachte er bey sich selbst, würde man so mit mir gesprochen haben? Ich war zu furchtsam.“

M a r i e war wegen ihrer rebellischen Untertanen beynah in Gefahr, in E l i s a b e t h s Hände zu gerathen, und ihr Mann B o t h w e l l war eben so unfähig, sie zu beschützen, als das Reich zu regieren. In dieser Noth versammelte sie die wenigen Treugebliebenen, E h a t e l a r d stellt sich an deren Spitze, und treibt die aufrührischen Schotten bis in die Gebürge zurück. Aber bey einem solchen Gefecht wurde er gefangen, und in diesen Gebürgen zurückbehalten.

Vor Langerweile gieng er hier zuweilen auf die Jagd, als er eines Tags H e n r i e t e n M a l d o n a t auf seinem Weg begegnete, welche dasselbe Wild verfolgte. Politische Absichten hatten ihren Vater bewogen, sie weit vom Hof in dieser Einsamkeit zu erziehen, wo ihr größtes Vergnügen in der Jagd bestand. Sie kannte die Liebe noch nicht, und E h a t e l a r d war der erste Ritter, der sie sah, und ihre beyderseitige Neigung

gung zur Jagd, mußte sie bald einander nähern. „Chateaubaud dachte im Grunde weder an ihre Eroberung, noch sie zu verführen, sein Herz war zu sehr mit der Königin beschäftigt, die er nicht mehr zu lieben glaubte, und wirklich heftiger liebte als er selbst dachte. „Henriette diente ihm also zu einem angenehmen Zeitvertreib, er gewöhnte sich allmählich an sie, gieng zuweilen des Abends ungern weg, und kam den folgenden Tag mit Vergnügen wieder.

„Sie konnten nicht täglich jagen: alsdenn breitete Henriette eine Land-Charte auf den Tisch, und ihre schönen Augen suchten Paris, und ihr Finger verfolgte den Weg von dieser Hauptstadt, bis nach den kalten Gebürgen von Schottland. „Wer hat euch denn, frug sie einsmahls, einen so weiten Weg hieher gelockt? „Ein Vorgefühl des Glücks, das ich bey Ihnen genießen würde,“ war die Antwort. „Henriette schwieg beschämt bey diesem Kompliment, und ihre unbesangene Seele hielt es für eine sanfte Wahrheit. „Man ahndet also alles, was uns begegnet, vorher,“ sagte sie, „ich möchte es bald glauben, denn indem ich euch sah, sagte ich zu mir selbst, das ist
 „mein

„mein Bruder! Ach! Henriette,
 „sagte Chatelard, welchen Reiz legen
 „sie auf diesen Namen, er wird mir dadurch
 „erst theuer. Könnte ich Sie doch so glück-
 „lig machen, als Sie es verdienen — Be-
 „vor ich Sie sah, wünschte ich von hier
 „weg zu seyn, jetzt liebe ich diese Einöde, —
 „doch kann ein Befehl der Königin mich
 „von hier wegreißen, und wie würde es
 „mich schmerzen, Sie alsdenn hier allein
 „zurücklassen zu müssen?“ — Henriette
 schweig, und es entfielen ihr einige unwill-
 führliche Thränen.

Chatelard war rechtschaffen genug, um
 hier inne zu halten, und zu überlegen, was
 er that. Seine überspannte Einbildungs-
 kraft war nicht für einen so ruhigen Zustand,
 für zärtliche Liebe, und für wahre Glück-
 seligkeit gemacht, er schwärmte beständig
 in einer ganz andern Welt herum. Er stell-
 te seine Besuche ein paar Tage ein. Hen-
 riette glaubte, er wäre krank, und ließ sich
 erkundigen, er lief hin, um ihr für ihre Theil-
 nehmung zu danken, und sie beklagte sich
 nun wegen seiner Abwesenheit — „Sie sind
 „zu gefährlich, sagte er, und wenn ich Sie
 „öfter sähe?“ — Weiter gieng er nicht;
 aber

aber Henriette wurde bald roth, bald blaß, und ließ ihn weggehen. Die Eigenliebe tröstete sie endlich, „man flieht nur die, so man fürchtet,“ dachte sie, und seine Flucht „sagt mehr als er wünscht.“

Aber diese Hoffnung wurde mit einemmal durch die Ankunft eines Kouriers von der Königin vereitelt, der ihm die Nachricht brachte, daß die Unruhen beygelegt wären. Er nahm Abschied von Henrieten, indem er sagte: „Das Andenken, Sie gesehen zu haben, und der Schmerz, Sie verlassen zu müssen, werden mich überall begleiten.“ Henriette fiel, als er weg war, auf ihr Bett, und vergoß einen Strom von Thränen.

Während daß er nach der Hauptstadt zurückkehrte, schrieb Henriette an ihren Vater, der im Dienst der Königin war, und bat ihn um die Erlaubniß, bey ihm leben zu dürfen. Er, der nicht mehr die Beweggründe hatte, sie vom Hof entfernt zu halten, und ihr eine Parthie bestimmt hatte, willigte in ihr Verlangen. Wie froh war sie bey Eröffnung des Briefs! wie wurde mit dem Einpacken geeilt! und wie schnell wurde die Reise zurückgelegt! —

Bey Hof sprach jeder, der sie sah, nur
 von ihrer Schönheit, und Chatelard, der
 ihr gleich andern das Bewillkommungs-
 Kompliment machte, sah wohl ein, daß er
 vielen Antheil an ihrer Ankunft hatte. Hen-
 riettes Schönheit machte großen Ein-
 druck auf ihn, allein seine Thorheit ließ ihm
 nicht zu, seine Leidenschaft für die Königin
 aufzugeben. Er versprach Henriette,
 sie von ihrem Vater zur Ehe zu verlangen,
 so bald er mit einer ihm sehr am Herzen
 liegenden Sache zu Stand gekommen wäre.
 Henriette schrieb diesen Aufschub auf
 Rechnung seiner Ehrbegierde, und ließ sich
 mit sanfter Hoffnung einschlafeln.

Aber was that Chatelard? Er ver-
 langte von der Königin eine Belohnung, die
 nie für irgend einen erwiesenen Dienst, son-
 dern nur aus Liebe ertheilt wird. Er trieb
 die Berwegenheit so weit, daß er sich in ihr
 Zimmer stahl, und sich in der Königin Bett
 legte. In dieser Lag erwartete er sie ru-
 hig, sah weiter kein Gefahr bey diesem
 Schritt als für Maria selbst, und glaubte
 sie ganz außer Vertheidigung gesetzt zu ha-
 ben. Maria kam, kaum aber hatte sie
 Zeit ihr Erstannen und ihren Unwillen aus-

zudrücken, als der König selbst hereintrat. Ein Mord konnte Chatehard retten, und er dachte daran, allein er war ohne Waffen, und zu schwach, um den König zu erwürgen. Botchwell hielt schon das Schwerdt gezückt in der Hand . . . auf einmal besann er sich anders, er hätte ihn bloß getödet, allein nun wollte er ihn hingerichten lassen, und die Königin zugleich öffentlich beschimpfen.

Maria hatte zu ihrer Rechtfertigung nichts als die Aussage Chatehards, und er behauptete auch standhaft, daß er allein strafbar wäre, und die Königin seine Verwegenheit nie entschuldigt hätte. Diese Aussage schien zweydeutig, die Königin kam in Verdacht, und sie sah schon im Geist das Schaffot, auf welchem der Unbesonnene sterben sollte. Sie durfte nicht einmal was gen für ihn zu bitten, und konnte ihm nur verstoßne Thränen schenken.

Henriette erfuhr bald die ganze Sache, und je freymüthiger, aufrichtiger sie ihn liebte, desto unwürdiger schien ihr sein Verfahren, ein so hoher Grad der Verderbniß, war ihrer unschuldigen Seele etwas Unbekanntes. Sie suchte von nun an den Ge-
dan-

danken an ihn zu unterdrücken, und noch war es Zeit eine Leidenschaft zu ersticken, die in der Folge vielleicht ihr ganzes Leben vergiftet hätte. Doch fühlte sie sich bewegt, ein zärtliches Mitleiden machte sie an Chateards Schicksal theilnehmend. Sie schrieb ihm also, daß nur noch ein Mittel wäre sich zu retten, dieß bestünde darinne, daß er sich für wahnsinnig ausgäbe — Chateard war entschlossen den Tod zu verachten, und gab zur Antwort, er wolle sein Leben weder durch eine Erniedrigung, noch durch eine Lüge erkaufen, „das Leben ist ohnehin für mich von keinem Werth mehr, meine Laufbahn war glänzend genug: der Ruf hat meinen Namen weit umher verbreitet, und die Liebe selbst hat denselben in ihre Jahrbücher, dicht unter Ovids und Konrards seinem aufgezeichnet. Nun ist nichts mehr übrig als meine Laufbahn rühmlich zu vollenden, und der Nachwelt zu zeigen, wie ein Günstling der Musen sterben soll.“

Die Richter waren von Elisabeth bestochen um Marien mit in diesen Prozeß zu verwickeln, aber es war nicht möglich, Chateard läugnete alles standhaft und
 Der Lustwandler. D stolz,

Holz, was man auf sie zu bringen suchte. Während der Folter, ließ er sich eine Stelle aus dem Seneka vorlesen, und als man ihm sein Todesurtheil bekannt machte, sah man ihn nicht einmal die Farbe verändern. Auf dem Schaffot weigerte er sich den Geistlichen anzuhören, und deklamirte mit lauter Stimme, Ronsards Hymnus auf den Tod. Hierauf wendete er sich nach dem Ort, wo man ihm gesagt hatte, daß die Königin stand, und rief: „Leb wohl, schönste, und grausamste der Weiber! worauf der Kopf, mit dem dritten Streich, von dem Numpfs getrennt wurde.“

Henriette n hatte er einige Kostbarkeiten zum Andenken hinterlassen, und die gute Seele beweinte lange seinen Tod. Mariens trauriges Schicksal, ist aus der Geschichte bekannt.

IV.

Calandrino.

Die folgenden Züge aus dem Leben eines berühmten italiänischen Malers des vierzehnten Jahrhunderts, können zum Beweis dienen, daß Leichtglauben und Schwäche des Geistes öfters zu den größten Thorheiten verleitet, und daß sich immer Leute finden, welche bereit sind, ihre größern Fähigkeiten auf Unkosten der Einfalt geltend zu machen.

Calandrino lebte zu Florenz in ziemlichlichen Glücksumständen, war aber mehr wegen seiner Leichtgläubigkeit, als wegen der Kunst seines Pinsels berühmt. Ganz wider die Gewohnheit eingeschränkter Köpfe, die gewöhnlich nur ihres Gleichen zur Gesellschaft suchen, lebte er in vertrautem Umgang mit zween andern eben so launigten als geistreichen Malern, Bruno und Bufamalgue. Diese beyden hatten den Fehler aller witzigen Köpfe, und sahen in dem einfältigen Calandrino nicht sowohl einen ihnen ergebenen Freund, als vielmehr einen Gegenstand, an dem sie ihren Witz und ihre Launen auslassen konnten.

Unter andern Streichen, die sie ihm spielten, versielen sie auf den Gedanken, ihn zu überreden, daß man in der Gegend von Florenz gewisse schwarze kleine Steine fände, vermittlest deren man sich unsichtbar machen könnte. Calandrino brannte für Eifer, einen solchen Schatz zu besitzen, der ihn, seiner Meinung nach, in Stand setzte, auf jedes Wechsel-Comtoir zu gehen, und daselbst ungesehen so viel Geld wegzunehmen, als ihm beliebte. Auch schmeichelte er sich, daß er künftig in jedem Wirthshaus nach Herzenslust würde zechen können, ohne der Unannehmlichkeit des Bezahlens ausgesetzt zu seyn.

Bruno und Bufamalgue spannten seine Erwartungen immer noch höher, und erboten sich, ihn bey der Sammlung der Steine zu begleiten, um, wie sie sagten, sein gut Glück mit ihm zu theilen. Der Anbruch des Tages wurde als der günstigste Zeitpunkt angegeben, weil man alsdann durch neugierige Augen weniger verhindert würde, die geheimnißvollen Steine zu suchen.

Den folgenden Morgen machten sie sich alle drey zur Stadt hinaus, und Calandrino nahm sich vor, einen solchen Vor-

rath

rath von diesen Schätzen zu sammeln, als er nur tragen könnte. Die beyden Freunde giengen hinter ihm drein, und thaten, als wenn sie zuweilen etwas von der Erde aufhüben und einsteckten. Calandrino lachte heimlich über ihre Trägheit, und stopfte eifrig alle Taschen voll. Die Taschen wollten endlich nicht mehr zureichen, und um nichts zu verlieren, knöpste er seinen Mantel ab, machte eine Art Sack daraus, und füllte auch diesen an. Als die beyden Freunde ihn so beladen sahen, daß er kaum gehen konnte, so beredeten sie ihn, nach der Stadt zurückzukehren. Unterwegs frug einer den andern, wo Calandrino hingekommen wäre? Der andere, der ihn wohl sah, sah rechts und links um sich, und antwortete seinem Kameraden, er wüßte es nicht. Ich wette, sagte Dufamalgue, daß er nach Haus gegangen, und uns jetzt hinterdrein auslacht. —

Calandrino, der es mit anhörte, zweifelte nun nicht mehr, den erwünschten Schatz gefunden zu haben, und beschloß, gerade nach Haus zu gehen, ohne seinen Freunden etwas davon zu sagen. Calandrino, nahm nun Bruno das Wort, ist ein schlechter Worthalter, daß er uns nun so verläßt, ein

Dummkopf — dem, wenn er hier wäre, ich gerne diesen Stein zwischen die Füße werfen müßte. Zu gleicher Zeit schmiß er ihm den Stein an den Fuß, *Bu f a m a l g u e* warf ihm einen andern auf den Rücken, und *Cas Landrino* tröstete sich darüber, mit der Gewißheit, daß er nun unsichtbar wäre.

Von Steinen begleitet kam er solchergestalt zu Haus an, wo ihn die beyden Mahler einen Augenblick allein lassen wollten. Seine Frau, die ihn mit der Ladung ankommen sah, schrie ihm entgegen, warum er, statt zu arbeiten, den ganzen Morgen spazieren gelaufen wäre. Nun sah er wohl, daß er nicht mehr unsichtbar wäre, und in der Vermuthung, seine Frau wäre Schuld daran, sieng er an sie zu schlagen, und aufs schlimmste zu behandeln. Ihr Geschrey lockte *Bruno* und *Bu f a m a l g u e* herbey, welche beyde aus einander brachten, und den Frieden wieder herzustellen suchten. Als beyde wieder versöhnt waren, schienen sie sich über die ungeheure Menge Steine zu verwundern, die in der Stube aufgeschüttet lagen, und frugen ihn lächelnd, ob er willens sey ein Haus damit zu bauen. Der arme *Cas Landrino* konnte vor Mattigkeit von dem

Schlep:

Schleppen, und vor Aerger über seine Frau nicht antworten.

„Ihr thut wohl, uns nicht zu antworten,“
 „sagte B u f a m a l g u e, denn ihr solltet euch
 „schämen, uns so eiligst verlassen zu haben,
 „um hier eure Frau zu prügeln. Ach! schrie
 „endlich C a l a n d r i n o, keine Vorwürfe!
 „ich bin zu beklagen genug, ich besaß schon
 „den Stein, der unsichtbar macht, und durch
 „diese Elende hier hat er seine ganze Kraft
 „verloren. Wohl recht sagt man, daß die
 „Weiber zu manchen Zeiten auch das Beste
 „verderben.“ —

Dies war das erste Stück, so sie ihm spielten, statt aber dadurch klüger zu werden, gieng er immer vom Uebel zum Aergeru fort, und gab ihnen bald wieder Gelegenheit, sich auf seine Unkosten zu belustigen.

Er gieng eines Tags ganz allein nach seinem Landhaus, um ein lang gemästetes Schwein schlachten zu lassen, welches er für seine Oekonomie bestimmt hatte. Bruno und B u f a m a l g u e, die davon unterrichtet wurden, suchten ihn zu bereden, daß er das Schwein heimlich verkaufen, und mit ihnen für das Geld sich einen guten Tag machen mögte, seiner Frau aber sollte er sagen,

das Schwein wäre gestohlen worden. Aber diesmal war alle ihre Beredsamkeit vergebens verschwendet, und im Aerger darüber beschlossen sie, sich das Schwein ganz zuzueignen, von dem sie vorher nur einen Theil haben wollten. Einer von ihnen lud Calandrino ins Wirthshaus ein, wo sie ihn auf ihre Kosten traktiren wollten. Er, der geizig war, und gerne hoch lebte, nahm die Einladung mit Freuden an, und trank so tapfer, wie ein Trunkenbold, der Gelegenheit findet, es auf Unkosten anderer zu thun. Als sie fertig waren, begleiteten sie ihn nach Haus, und während daß er dem einen seinen Dank herstammelte, schnitt der andere das Schwein von dem Strick ab, und brachte es unvermerkt zum Haus hinaus.

Als der Mausch ausgeschlafen war, bemerkte Calandrino den Diebstahl, und eilte, es seinen beyden Freunden, die nur zu wohl davon unterrichtet waren, zu klagen. „Man hat mir mein Schwein gestohlen,“ schrie er mit nassen Augen. Die beyden thaten nicht, als wenn sie es glaubten, und einer von ihnen sagte: „Vortreflich! fahrt nur so fort, uns zu überreden, daß man euch wirklich bestohlen hat. — Es ist nur zu wahr,

„wahr, schrie er, und das schlimmste dabey ist,
 „daß ich nicht weiß, wie ich es meiner Frau
 „hinterbringen soll.“

Lange stellten sie sich, als wenn es sein
 Spaß wäre, bis sie endlich durch seine Be-
 theurungen überzeugt schienen, und ihm
 Bruno versprach, gewisse Pillen zu verfer-
 tigen, welche alle die nehmen sollten, die er
 im Verdacht hätte, mit der Versicherung,
 daß derjenige, der den Diebstahl begangen,
 die seinige nicht würde hinunterbringen kön-
 nen. Der etwas getröstete Calandrino
 gab dem Erfinder sogar noch Geld dazu, um
 die Ingredienzien der wunderthätigen Pillen
 dafür einzukaufen. Sie waren bald fertig,
 und bestunden aus Ingwer, zwey davon ausge-
 nommen, welche aus Aloe bestunden, und gleich
 den übrigen mit Zucker überzogen waren.
 Calandrino versammelte seine ganze Nach-
 barschaft, und bat sie, sich die Probe gefal-
 len zu lassen, und mehrere thaten es, um
 sich zu rechtfertigen. Bruno theilte also
 seine Pillen aus, und alles gieng gut; als
 aber die Reihe an Calandrino kam, so
 gab er ihm eine von den Aloe-Pillen, des-
 ven abscheulicher Geschmack sogleich seine
 Wirkung hervorbrachte. „Es ist wohl nur

„zufällig, daß ihr ausspucken müßt, sagte
 „Bruno zu ihm, hier ist eine andere.“
 Das Gesichterschneiden gieng nun von neuem
 an, und kaum konnte sie Calandrino ei-
 nen Augenblick im Mund behalten. — „Wie,
 „rief Bruno, als er dies sah, ihr habt euch
 „selbst euer eignes Schwein gestohlen! ha!
 „ha! vermuthlich um einer gewissen Nym-
 „phe ein Geschenk damit zu machen, in die
 „ihr verliebt seyd? Künftig werden wir uns
 „nicht mehr von euch anführen lassen, und
 „da wir mit der Bereitung dieser Pillen vie-
 „le Mühe gehabt haben, so müßt ihr euch
 „entschließen, uns ein paar Kapaunen zu ge-
 „ben, oder gefallen lassen, daß wir alles eu-
 „rer Frau sagen.“

Calandrino betheuerte und schwur,
 daß er sich sein Schwein nicht selbst gestohlen
 hätte, und daß die Pillen löger, aber ver-
 gebens, man fand bloß, daß er seine Rolle
 recht gut spiele, und er, der sich vor seiner
 Frau fürchtete, entschloß sich, lieber die Ka-
 paunen zu geben, als sich ihren Vorwürfen
 auszusetzen.

Das dritte und merkwürdigste Stück, das
 sie mit ihm spielten, war folgendes. Beyde
 Schmarozten gerne, ohne doch den Beutel zu
 zie-

ziehen, und da Calandrino geizig war, so verfielen sie auf folgende List, um sich auf seine Kosten einen guten Tag zu machen. Zu dem Ende nahmen sie noch einen dritten Mahler, Namens Nello, dazu, damit alles desto wahrscheinlicher würde, und stellten sich eines Morgens in verschiedener Entfernung von einander, in die Gegend von Calandrino's Haus. Der erste, der ihm beym Ausgehen begegnete, war Nello; dieser frug erstaunt, was ihm fehle? ob er die Nacht krank gewesen? warum er so elend aussähe? u. s. w. Calandrino versicherte ihm, er befände sich sehr wohl. — „Der Himmel geb es, sagte Nello, aber ihr seht sehr verändert aus!“ Nello gieng weiter, und Calandrino war noch ganz betroffen, als er zehn Schritte weiter seinen Freund Bufamalgue antraf, der, so wie er ihn erblickte, ausrief: „Was bedeutet dies? ihr seht ja aus wie ein Sterbender!“

Calandrino glaubte nun, er habe wenigstens ein Fieber, als Bruno dazu trat, und ihm theilnehmend sagte: „Wie könnt ihr es wagen, in einem solchen Zustand auszugehen? ihr seht ja aus, wie einer, der
 „in

„in den letzten Zügen liegt!“ Nun hatte Calandrino weiter keinen Zweifel mehr, und glaubte sich im Ernst krank, „was soll ich aber thun, meine Freunde?“ rief er bekümmert aus. „Hier,“ antwortete einer der drey Gauner, „ist nichts weiter zu thun, als daß ihr wieder nach Hause geht, euch ins Bett legt, und warm halter.“ — Calandrino eilte sogleich wieder nach Haus, und die drey Freunde begleiteten ihn, im Fall, wie sie sagten, ihm unterwegs eine Ohnmacht anwandeln sollte.

Calandrino kam ganz blaß von Schrecken und Erwartung nach Haus, und behauptete gegen seine Frau, er wäre sehr gefährlich krank. Bufamalgue stellte sich am eifrigsten, und erbot sich, einen der besten Aerzte von Florenz herbeyzurufen. Seine Anerbietung ward mit Erkenntlichkeit angenommen, und er lief sogleich nach einem bekannten Arzt, den er von dem Spas unterrichtete, und ihn bewog, daran Theil zu nehmen. Der Arzt kam, fühlte ihm an den Puls, machte eine bedenkliche Mine, und sprach endlich die fürchterlichen Worte aus: „Calandrino, wollt ihr die Wahrheit wissen?“ „Nun, ihr seyd schwanger.“ — Der arme
Mahler

Mahler gerieth außer sich vor Schrecken bey dieser seltsamen Neuigkeit — „Bin ich nicht
 „ein unglücklicher Mensch! rief er schluchzend
 „aus, was wird noch aus mir werden, und
 „wie will ich niederkommen?“ Seine Frau,
 die nun wohl einsah, daß man eine Komödie
 die mit ihm spielte, konnte vor Lachen nicht
 mehr in der Stube bleiben, und gieng weg.
 Calandrino aber jammerte in einem fort,
 bis ihm der Arzt versprach, ihm einen Trank
 zu bereiten, der ihn in wenig Tagen von sei-
 nem Uebel befreyen sollte, weil es eben noch
 zu rechter Zeit bekandt geworden wäre. Doch,
 setzte er hinzu, müsse er sich zu einigem Auf-
 wand entschließen, weil der Trank aus dem
 Saft von sechs der besten Fasanen und an-
 dern kostbaren Gewürzen und Oelen zusam-
 mengesetzt würde. „Ich will alles thun,
 „was Sie mir befehlen, rief Calandrino,
 „wenn ich nur nicht niederkomme.“ Zu-
 gleich gab er Bufamalgue das Geld, um
 sechs Fasanen zu kaufen, und noch drey Duc-
 katen darüber zu den übrigen Ausgaben.
 Der Trank that seine gehörige Wirkung,
 Calandrino stund wieder aus dem Bette
 auf, und erzählte jedermann mit vielen Freus-
 den, daß er mit Hülfe seines Arztes einer
 Niederkunft entgangen wäre.

V. **Der listige Nebenbuhler.**

Ein sehr ehrwürdiger, gestrenger und reicher Herr einer der ersten Städte Deutschlands, unterhielt ganz in der Stille eine neuere Pais, die eben so eigennützig als schön, und eben so listig als schön und eigennützig war. Se. Gestrengon waren etwas häßlich und alt, und das Mädchen entschädigte sich reichlich mit einem jüngern und angenehmem Liebhaber, den sie von einem Theil der Geschenke unterhielt, die der Alte an ihr verschwendete. Der doppelt begünstigte Liebhaber war, vermindt seiner niedrigen Denckungsart, ganz des Vorzugs würdig, den er erhielt, und da seine Hauptleidenschaft, das Spiel, ihn trotz der unüberlegten Freygebigkeit seiner Geliebten, in beständiger Geldnoth erhielt, und die Geschenke nicht mehr zureichen wollten, so beschloß er, seinen reichen Nebenbuhler zu bestehen. Um den Streich desto glücklicher auszuführen, beobachtete er eine Zeitlang die Gewohnheiten und Gänge dessen, der ihn ohne sein Wissen erhielt, ganz genau, um seine Maßregeln darnach zu nehmen.

men. Er wußte, daß seine Visitenstunde bey der Nymphe um zehn Uhr des Abends festgesetzt war, und daß er gemeiniglich bis zwölf Uhr da blieb, nach welcher Zeit er erst die Erlaubniß erhielt, seine Stelle zu ersetzen. Nun aber entdeckte er, daß Se. Gestrengen ihren Wagen allezeit in der nächsten Gasse stehen ließen, und von ihrem Kammerdiener begleitet zu Fuß bis zum Haus ihrer Geliebten schlichen. Nachdem er alles wohl überlegt und ausgedacht hatte, versprach sich unser Glückswitter den besten Erfolg von seinem verwegenen Unternehmen. Er ließ sich gerade solche Kleider machen, wie die, in denen der reiche Herr Abends zu erscheinen pflegte, nahm einen eben so saubern Gesellen, als er war, der die Stelle des Kammerdieners vertrat, mit, und lauerte ihm in der Straße auf, wo er aus dem Wagen zu steigen pflegte.

Sobald der Herr aus dem Wagen gestiegen war, trat unser Abenteurer nach seiner kleinen Weile hervor, stieg in den Wagen, und der Kutscher, durch die Ähnlichkeit der Kleidung, und dem Bedienten, der sich hinten aufstellte, irre geführt, lenkte seine Pferde um, und führte sie beyde nach der Wohn-
nung

nung seines Herrn. Alle Bedienten des Hauses wurden auf ähnliche Art betrogen, und der Pfortner brachte bald nachher, seiner Gewohnheit nach, die Schlüssel des Hauses in das Schlafzimmer seines Herrn, und gieng zu Bette. Die beyden Spitzburben, die sich nun Meister vom ganzen Hause sahen, sprengten Kasten und Chatoullen auf, und bemächtigten sich des baaren Geldes, der Diamanten, und des Silberwerks, welches sie in verschiedenen Reisen, nach einem Zimmer brachten, welches sie ein paar Tage vorher, in der Nachbarschaft gemiethet hatten. Als sie nichts mehr zu stehlen fanden, giengen sie ganz in der Stille weg, machten das Hausthor sachte zu, und nahmen die Schlüssel mit sich fort.

Nach einigen wollüstig hingebachten Stunden, dachte der Herr von *** an seinen Rückzug, und gieng nebst seinem getreuen Kammerdiener, nach der Stelle, wo er den Wagen verlassen hatte. Erstaunt, ihn nicht mehr da zu finden, dachte er ihn eine Strecke weiter anzutreffen, aber vergeblich, denn der Rutscher war beynah schon seit drey Stunden nach Haus gefahren. Er gieng also, indem er auf ihn suchte, und schwur

schwur ihm morgenden Tages den Abschied zu geben, weiter, und kam endlich sehr abster Laune zu Fuß vor der Thüre seines Hauses an.

Der Kammerdiener pochte und schellte eine ganze Weile, aber alles lag im Haus in dem tiefsten Schlaf begraben, und niemand hörte noch antwortete. Der Herr, der anfieng vor Frost zu zittern, befürchtete, die Nachbarn möchten merken, daß er um eine so ungeschickliche Stunde nach Hause käme, fluchte heimlich bey sich selbst, und wagte nicht laut zu werden. Endlich, nachdem der Kammerdiener eine gute halbe Stunde geklärrt, und die halbe Nachbarschaft aufgeweckt hatte, kam ein alter Koch, der weniger hart schlief als die andern, im dritten Stockwerk aus Fenster, und fragt, was das bedeuten sollte? „Nacht auf, schrie der Kammerdiener, euer Herr ist da! — „Was unser Herr? der schwärmt nicht so „bis in die späte Nacht hinein, er liegt längst „im Bett. Puckt euch nur bald, ihr Weinsäcke, und laßt ehrliche Leute schlafen, sonst „werde ich euch mit der Patrouille zur Mühle begleiten lassen — Man urtheile von dem Verdruß, den Sr. Gestrengen während

d. Lustwandler. € diesem

diesem Gespräch austreten mußten, mitten in der Nacht, zu Fuß auf der Straße, und in der grimmigsten Kälte!! .. Kurz er war gezwungen selbst seine Stimme zu erheben, und Befehl zur Oefnung des Thors zu geben.

„Ach! Ihre E...! rief der alte Koch,
 „nun erkenne ich Ihre Stimme. Ich habe
 „nicht geglaubt, daß Sie um diese Stunde
 „noch auf der Straße wären. Aber da Sie
 „es selbst sind, so ist es was anders. Ich
 „will sogleich zusehen, daß Ihnen das Thor
 „geöfnet werde, denn für Ihren Herrn Kam:
 „merdiener da, der alle Nächte herum:
 „schwärmt, hätte ich diese Gefälligkeit nicht.
 „Ich will Sie nur hiermit davon benach:
 „richtigen, damit Sie ihn besser im Zaum
 „halten, denn für ein Haus wie das Ihrige
 „ist dieß Betragen ein wahres Aergerniß.“

Der unerträgliche Schwärzer endigte endlich seinen Monolog, und gieng um den Pförtner aufzuwecken, welcher noch ganz fest schlief, und bey'm Aufwachen ihn einen Träumer und Nachtwandler schimpfte, mit der Versicherung, der Herr wäre längst zu Haus, und lag in seinem Bett. Der alte Koch lief wieder an das Thor, um diese

Bot:

Botschaft zu überbringen, und zu melden, daß der Pförtner nicht aus dem Bett wollte. Nun war kein ander Mittel, als so lange zu toben und zu lärmen, bis dem Pförtner bang wurde, und er sich entschloß, aufzustehen. Er schlich sich auf den Zehen nach dem Schlafzimmer seines Herrn, um ohne ihn aufzuwecken, die Schlüssel zu nehmen. Aber sein Schrecken und sein Erstaunen war gleich groß, als er weder die Schlüssel an ihrem gewöhnlichen Platz, noch den Herrn in seinem Bett fand, und die Unordnung sah, welche die beyden Spitzbuben in den Zimmern angerichtet hatten. Er weckte sogleich alle Bedienten des Hauses auf, um zu forschen, wo die Schlüssel hin wären, und da keiner etwas davon wußte, so liefen sie das ganze Haus durch, um sie zu suchen. Was der Herr unterdessen draußen auf der Straße empfand, läßt sich leicht denken, er schwur, morgen den Tages alle seine Bedienten fortzujagen, stampfte vor Ungeduld und Kälte mit den Füßen, aber sein Zorn stieg noch weit höher, als man ihm durch die Thüre die Nachricht brachte, die Schlüssel wären verloren, und es wäre unmöglich von innen zu öffnen.

Der Kammerdiener mußte also eiligst nach einem Schloßer laufen, der nach einer guten Weile kam, und dem Herrn das Thor öffnete, welcher nach zweyständigem Stehen auf der Straße, durch die Reihe seiner Bedienten durchgieng, die sich alle beeiferten, ihm ihre Dienstfertigkeit zu beweisen, an der ihm aber jetzt wenig gelegen war.

Aber aller bisherige Verdruß war mit dem nicht zu vergleichen, den er empfand, als er in seine Zimmer trat. Der Pförtner warf sich ihm zu Füßen, und bat um Verzeihung wegen dem unwillkürlichen Irrthum, und der Kutscher that ein Gleiches, und gestund ihm, er sey von der Ähnlichkeit der Kleidung betrogen worden, und habe niemand anders als ihn selbst nach Hause zu fahren geglaubt.

Der Herr von ***, dessen Oekonomie bey nah an den Geiz gränzte, verschmerzte nicht leicht den Verlust seines baaren Geldes und seiner Diamanten, und glaubte damit davon zu kommen. Aber den folgenden Morgen erfuhr er eine neue Hiobspost, die ihm weit empfindlicher als alles war, und ihn in eine solche Wuth brachte, daß er auf der Stelle alle seine Bedienten zum Haus hinaus jagte. Er war gewohnt, jeden Mor-

gen

gen ein stärkendes Frühstück zu nehmen, worauf er sich wieder umwandte, und bis um Mittag fortschlief. Der treue Kammerdiener verrichtete auch diesen Morgen seine Pflicht, und brachte ihm das Frühstück, mußte aber statt des Silber verguldeten Löffels, der dazu gehörte, und den die Spitzbuben mitgenommen hatten, diesmal einen zinnernen beylegen.

Bev Erblickung dieses schlechten Gefäßes schob Herr von *** die Schüssel unwillig zurück, und frag: für wen man ihn hielt? „Ach! sagte der Kammerdiener, dieser zinnerne Löffel soll Ihnen anzeigen, daß die Spitzbuben, die Ihnen diese Nacht Ihre Kostbarkeiten gestohlen haben, Ihnen nicht einmal einen silbernen Kaffeelöffel übrig gelassen haben. — Das ist zu viel! schrie Se. Bestrengen, schmiß das Frühstück um, und sprang zum Bett heraus

Der Leser verzeihe, wenn wir uns außer Stand fühlen, den Rest dieser Scene lebhaft genug zu beschreiben. —

Seltsame Prätension.

Der Gang der großen Welt erlaubt einem Mann vom Stand, sich um seine Frau und deren Thun und Lassen gar nicht zu bekümmern, im Gegentheil sogar die Liebhaber derselben, oder eigentlicher zu reden, seine Nebenbuhler freundlich aufzunehmen, und mit ihnen in dem besten Verständniß zu leben. Es kann nicht fehlen, daß eine so seltene Geselligkeit, welche dem mittlern und niedrigen Stand gar nie begreiflich gemacht werden kann, nicht zuweilen von einer oder der andern Seite zu weit getrieben werden sollte, schwerlich aber wird man ein auffallenderes Beispiel von einer solchen gemisbrauchten Rücksicht ausfindig machen können, als nachfolgendes.

Der Graf von B*** war der vertraueste Freund des Herrn von A**, eines Maltheser-Ritters, obgleich letzterer der deklarierte Liebhaber seiner Gemahlin war, und ersterer es vollkommen gut wußte. Der Graf aber unterhielt seiner Seits öffentlich eine Opernprinzessin, und konnte es also ganz wohl
leiden,

leiden, daß seine Gemahlin sich auf einer andern Seite entschädigte. Was aber bey alle diesem kaum glaublich scheinen wird, ist, daß er im Grund seines Herzens seine Gattinn wirklich liebte, und seine Leidenschaft gerne öffentlich würde bekannt haben, wenn er sich nicht gefürchtet hätte, vor seines Gleichen lächerlich zu werden, und wider den guten Ton zu sündigen. Noch fabelhafter wird es klingen, wenn man hinzusetzt, daß die Gräfin ihrer Seits Ihren Gemahl allen übrigen angenehmen Herren würde vorgezogen haben, wenn sie nicht das Gespött ihres Gleichen befürchtet hätte. Selbst die Fehler und Thorheiten ihres Liebhabers gaben ihr öfters Gelegenheit, ernstlich über die wirklichen Vorzüge ihres Gemahls nachzudenken, und ihre Neigung zu ihm zu lenken, aber wie sollte sie sich dem Spott der großen Welt aussetzen, und eine sogenannte bürgerliche Liebe äußern? Sie wußte, daß der Ritter nicht nur bis zur Thorheit eifersüchtig, sondern auch so schwachhaft war, als der eitelste, unbesonnenste Stutzer des Hofes nur seyn konnte.

Der Ritter fand eines Tags den Grafen mit seiner Gemahlin in einem ziemlich ver-

trauten Gespräch unter vier Augen, und dies ward ein Dolchstich in sein Herz, denn er hatte sich von ihr versprechen lassen, daß sie ihren Gemahl nie allein und vertraut sprechen wollte.

Für diesmal beobachtete er jedoch noch die äußerliche Höflichkeit. Der Graf sagte lächelnd zu ihm: „Sie vermutheten gewiß nicht, mich hier die Rolle des Ehemanns spielen zu sehen?“ Ganz gewiß nicht, erwiederte der Ritter, am wenigsten erwartete ich dies von einem in der großen Welt so erfahrenen Mann. — Je nun, war die Antwort, auch der Weise verfällt zuweilen auf Thorheiten, laßt uns aber dessen ohngeachtet gute Freunde bleiben.“ — Ihre Freundschaft blieb noch eine Zeitlang ununterbrochen, sie speißen öfters bey der Gräfinn mit einander zu Abend, und alles gieng gut.

Aber nun fuhr dem Ritter der Gedanke durch den Sinn, daß Hymen vielleicht zuweilen die Rechte mögte geltend machen, die seinen Begriffen nach, nur der Liebe zukommen, und daß folglich die Liebe darunter leiden mögte. Aufgebracht über eine Theilung, die ihm äußerst ungerecht schien, konnte er sich

sich nicht enthalten, sich darüber gegen den Grafen zu beklagen, den er von nun an für einen sehr lästigen Nebenbuhler ansah. —

„Verzeihen Sie meine Schwachheit, sagte er eines Tags zu ihm, aber ich muß Ihnen im Vertrauen gestehen, daß ich zuweilen äußerst eifersüchtig auf Sie bin. —

„Pössen! erwiderte der Graf, Sie wissen doch, daß ich es nicht gegen Sie bin, und es wäre ja äußerst lächerlich, wenn Sie weniger Philosoph wären. — Ihre Lage, sagte der Ritter, ist sehr verschieden von der meinigen, aber liebster Graf, wollen Sie, daß ich Ihnen mein ganzes Glück verdanke? — Neden Sie, was wünschen Sie von mir? — Nur noch diesen Beweis der Freundschaft, daß Sie mit keinem Fuß mehr das Zimmer Ihrer Gemahlin betreten. — Sie scherzen, rief der Graf, ich werde nie Rücksicht auf eine Bitte nehmen, die bloßer Spaß ist. — Sie werden es thun, erwiderte der hitzige Ritter, oder sich gefallen lassen, sich mit mir zu messen. — Sie haben also den Verstand verloren! rief der Graf. — Ich bin ganz bey Verstand, und sage Ihnen nochmals, daß ich nie zugeben werde, daß Ihre Gemahlin

„In ihre Gunstbezeugungen zwischen uns beyden theilt.“ —

Der Graf, der seit einer Stunde viele Mühe hatte, sich zurückzuhalten, urtheilte endlich, trotz der Mode und der Gefahr der Lächerlichkeit, daß es niedrige Feigheit seyn würde, eine solche Begegnung von dem Liebhaber seiner Gemahlin zu ertragen. Er nahm die Ausforderung an, beyde giengen vor die Stadt hinaus, und diesmal war das Glück auf der Seite der guten Sache, und begünstigte den Grafen, der Ritter erhielt einen tödtlichen Stoß in die Brust, und blieb auf der Stelle todt.

Die Gräfin entsetzte sich bey der Gefahr, deren sich ihr Gemahl um ihrent willen ausgesetzt hatte, und verbarg nicht länger mehr die zärtliche Neigung, die ihr Herz heimlich für ihn empfand. Um den boshafsten Anmerkungen der Hofleute auszuweichen, schlug sie ihm selbst vor, ihn nach einem seiner Güther zu begleiten, und eine Zeitlang daselbst zuzubringen, bis alles wieder vergessen wäre. Während dieser Zeit empfanden sie, und überzeugten sich innigst, daß zwey Eheleute, die sich

sich herzlich lieben, trotz der Mode und dem Vorurtheil der Welt, sehr glücklich mit einander leben können.

VII.

Der Besuch nach dem Tod.

Folgende Geschichte, welche in dem Jahr 1770 zu Paris geschehen seyn soll, und damals allgemein geglaubt und bestätigt wurde, beweist, wie sehr Leichtsin, Unglauben und gänzlicher Mangel an richtigen Grundsätzen, zum Aberglauben und kindischer Furcht verleiten können.

Eine gewisse vornehme Dame lebte seit mehreren Jahren in dem vertrautesten Umgang mit einem Mann, dessen Kopf und Herz von der vortheilhaftesten Seite bekannt war. Er war gewohnt, sie jeden Nachmittag zu besuchen, und einige Stunden bey ihr zuzubringen. Eines Tages, als sie in einer andern Gesellschaft außer Haus war, meldete man ihren Freund, der etwas wichtiges mit ihr

ihr zu sprechen wünschte. Er trat in den Saal, wo die Gesellschaft war, grüßte die Anwesenden, und die Dame zog ihn in ein Fenster, um mit ihm allein zu sprechen, als sie bemerkte, daß er äußerst blaß und zerfallen, und beynah sterbend aussah. Sie vermuthete, daß ihm ein Unglück begegnet seyn müsse, und wollte ihn eben fragen, als er ihr mit den Worten zuvorkam: „Ich bitte um Verzeihung, daß ich komme, und Ihr Vergnügen störe, ich konnte mir aber den Trost nicht versagen, Ihnen das letzte Lebewohl zu sagen. Ich bin gestorben, und . . . Die Dame erschrock, und glaubte, er wäre verrückt geworden, warum, frag sie, herrscht diese Verzweiflung in Ihren Zügen, kommen Sie doch zu sich selbst, und reden gelassen mit mir.“ Mir, erwiderte er hierauf, ist nichts weiter begegnet, als was Ihnen und allen Menschen natürlicherweise wiederfahren muß, ich habe den Zoll der Natur bezahlt, und dabey ist nichts außerordentliches, als dieser Besuch, den ich Ihnen noch mache. Urtheilen Sie nun von der Innigkeit meiner Freundschaft zu Ihnen, da selbst der Tod nicht im Stand ist, sie zu vernichten, und ich um derentwillen

„Ihn eine so seltene Erlaubniß erhalten hab
 „be! — Ich komme jetzt nur noch, um Ih
 „nen den letzten Beweis meines Vertrauens
 „zu geben; gehen Sie sogleich zu meinen
 „Kindern, und sagen ihnen, daß sie hinter
 „meinem Bett, unter der Tapete, einen
 „Schrank mit einer eisernen Thüre finden
 „werden, welcher Papiere von der größten
 „Wichtigkeit enthält.“ — Nach diesen Wor
 ten machte er ihr und der Gesellschaft eine
 tiefe Verbeugung, und gieng zum Zimmer
 hinaus.

Die Dame war nicht sehr abergläubisch,
 und also um so weniger geneigt, das zu glau
 ben, was er ihr gesagt hatte, allein der Ein
 druck des Entsetzens, der in ihren Zügen
 herrschte, entgieng der Gesellschaft nicht, und
 man bat um die Ursache dieser plößlichen Ver
 änderung. Sie erzählte endlich die ganze
 Scene, und man ersuchte sie, die Probe zu
 machen, und bey ihrem Freund hinzufahren,
 um sich von der Wahrheit oder Falschheit zu
 überzeugen. Sie eilte dahin, fand aber die
 Thüre und Haussür schwarz ausgeschlagen,
 und erfuhr, daß der Herr des Hauses vor
 vier und zwanzig Stunden plößlich gestorben
 wäre. Man zweifelte sie nicht weiter an
 der

der Wahrheit des übrigen, und benachrichtigte die Erben von dem Willen des Verstorbenen. Man suchte an dem angezeigten Ort nach, und der Schrank mit den Papieren fand sich. —

VIII.

Kommentar über das vierte Gebot.

Oder

Klagen eines Vaters über seinen vornehmen Sohn.

Ich bin krank, von Alter und Sorgen gebeugt, und auf das Land verwiesen, wo meine Tage und mein Schicksal der Willkühr einiger feilen Bedienten überlassen sind, die ohne Rücksicht meiner grauen Haare und meiner Schwächlichkeit, mich ganz vergessen würden, wenn ich nicht zuweilen ihnen mit meinen Klagen zur Last fiel. . . . Kurz, man hat mich ihnen überlassen, ohne alle Stütze,

als

als die ihres Mitleidens, und selbst dies erregte ich so wenig, daß sie sogar ihren harten Herrn an Gleichgültigkeit übertreffen.

Dieser Herr ist leider mein eigener Sohn, den ich mit Wohlthaten überhäuft, für den ich mich die Hälfte meines Lebens aufgeopfert habe, den ich endlich in den Stand gesetzt habe, meiner entbehren zu können, und mich zu vergessen.

Von sechs Kindern war er der einzige, der mir überblieb. Ich war nicht reich, aber ich liebte ihn zärtlich, und meine Oekonomie und die väterliche Sorgfalt ersetzten bey seiner Erziehung den Mangel des Reichthums. Er entsprach meiner Erwartung. Ich schickte ihn nach der Hauptstadt, um daselbst die Rechtsgelehrsamkeit zu erlernen, und entzog mir beynah das Nothwendige, um ihn daselbst nach seinem Stand zu erhalten. Er wendete seine Zeit so gut an, daß er sich die Achtung und Liebe aller derer, die ihn kannten, erwarb, da er außerdem eine hübsche Figur hatte, und arbeitsam war, so wurde ihm eine reiche Dame, deren Geschäfte er besorgte, so gewogen, daß sie ihm ihre Tochter anbot, mit der Bedingung, daß er ihr wenigstens ein mittelmäßiges Vermögen mitbrächte.

brächte. Dies mittelmäßige Vermögen war noch in meinen Händen, und bestand in zwey kleinen Landgüthern, die ich theils von meinem väterlichen Erbtheil, theils von meinen Ersparnissen erkaufte hatte, und deren Einkünfte ihn und mich bis dahin unterhalten hatten.

Er meldete mir den Vorschlag der Dame, schilderte mir alle Vortheile der ihm angebotenen Parthie, und setzte hinzu, sein Glück stünde nun in meinen Händen. Es konnte in keinen bessern seyn, ich reiste sogleich nach der Hauptstadt, trat ihm die Hälfte meines Vermögens ab, und verschrieb ihm die andere.

Seine Heirath wurde ein paar Monathe nachher vollzogen, und er verließ sein Amt als Advokat, um eine weit einträglichere Stelle anzunehmen. Dazu wurde aber eine beträchtliche Summe erfordert, er borgte, aber noch war die Summe nicht voll. Damals war ich sehr zufrieden mit ihm, und von Natur zutraulich, glaubte ich, er würde für meine Ruhe besser sorgen, als ich selbst. Ich verkaufte also, seinem Wunsch gemäß, den Ueberrest meines Vermögens, um die ihm fehlende Summe zu ergänzen, ohne mir
das

das geringste vorzubehalten. Die Sache wurde unter uns beyden allein ausgemacht, und das Geld nach seinen Absichten verwendet. Sein Glück übertraf seine und meine Erwartung.

Raum sah er sich im Besitz des Reichthums, als er alle seine Arbeiten aufgab, und nun sein Leben genießen wollte. Das Haus wurde ganz umgeschaffen, er fieng an den großen Herrn vorzustellen, Freunde von höherm Rang verdrängten seine vorigen, deren Umgang ihm zu bürgerlich schien, und diese, die es merkten, verließen ihn.

Aber nun bemerkte ich, daß er anfieng, sich selbst seines Vaters zu schämen; anfänglich glaubte ich mich zu irren, aber eine Krankheit riß mich aus meinem Wahn, ich sah, daß er sich während derselben wenig um mich bekümmerte, und seine Bedienten ahmten ihm hierinn treulich nach, und vernachlässigten mich sogar mit der Bedienung. Ein solches Verfahren mußte mich äußerst kränken. Ich ließ ihn bitten, auf mein Zimmer zu kommen, wo er seit mehrern Wochen den Fuß nicht hingesezt hatte. Er kam, und ich beklagte mich über das nachlässige Betragen seiner Bedienten. — „Sie sind zu eigensin-

„nig, man kann Ihnen nichts recht machen,
 „war die Antwort. — Dies höre ich zum
 „erstenmal von dir, mein Sohn, erwiederte
 „ich, und deine Antwort macht mich staus
 „nen. — Es war wohl der Mühe werth,
 „mich rufen zu lassen, um mit mir zu zanz
 „ken, sagte er, sobald Ihre Gesundheit wie
 „der hergestellt ist, so rathe ich Ihnen, auf
 „das Land zu ziehen, dort werden Sie weit
 „ruhiger leben, als hier; ich bin in eine
 „Lebensart verwickelt, die Ihnen nicht an
 „steht, und so werden wir beyde einander
 „nicht mehr lästig seyn.“ —

Nach diesen Worten gieng er zum Zim
 mer hinaus, ohne mich weiter anzuhören,
 und ich bemerkte, daß sein Bedienter, der
 das Gespräch mit angehört hatte, den Kopf
 umdrehete, und mich auslachte.

Das Verfahren meines Sohns hatte mich
 niedergeschlagen, aber die Handlung seines
 Bedienten zerriß mir das Herz. Ich sah
 nun, was ich zu erwarten hatte, und bez
 griff, daß ich fernerhin nur eine fremde Per
 son im Hause meines Sohns wäre. Ich
 mußte noch einige Tage das Bett hüten,
 nachher stund ich auf, meine Kräfte kamen
 allmählich wieder. Eines Tags, als man
 eben

eben zu Tische läutete, kleidete ich mich auf das Beste an, und rief jemand, um mir die Treppe hinunter zu helfen, ich erhielt Antwort, aber niemand kam. Ich versuchte also, auf meinem Stock gestützt, selbst die Treppen hinunter zu kommen, und war schon auf der Hälfte derselben, als mein Sohn aus der Thüre seines Zimmers heraustrat. „Was machen Sie da!“ rief er mir in einem harten Ton entgegen; „was haben Sie für Einfälle! Ich habe Gesellschaft, Sie sehen doch wohl, daß Sie in dem Aufzug nicht erscheinen können. Fürchten Sie denn, daß Sie mit dem Essen vergessen werden? Führt meinen Vater wieder auf sein Zimmer,“ sagte er zu einem Bedienten, und schloß die Thüre hinter sich zu.

Der Bediente that, als wenn er mir helfen wollte, und sagte mir mit einem bittern Ton, ich wäre für mein Alter noch ziemlich rüstig. Ich beantwortete den bittern Spott dieses Kerls nicht, denn er ahmte nur das Betragen seines Herrn nach, aber der Schmerz hatte mich stumm gemacht. Ich kam tief erniedrigt auf mein Zimmer zurück, und fühlte mich schwach werden, und verlangte ein Glas Wein. Ich erhielt es eine

halbe Stunde nachher, nebst einem kalt gewordenen Gerücht Gemüß, welches ich aber eben so wenig berührte, als das übrige Essen, welches man mir stückweiß, von halbe Stunde zu halbe Stunde heraufbrachte.

Ich endigte diesen Tag unter tausend traurigen, herzzerfressenden Gedanken, und meine Seufzer unterbrachen alle Augenblicke meine Thränen. Wo soll ich hinfliehen? sagte ich bey mir selbst, ich habe nichts mehr, ich bin von allem entblößt! — Indem ich mich niederlegte, entschloß ich mich dennoch, den andern Morgen das Haus meines Sohnes zu verlassen, länger da zu bleiben, wäre mein Tod gewesen, ein einziger Freund war mir noch übrig, an den beschloß ich mich zu wenden.

In diesem Vorhaben stund ich früher als gewöhnlich auf, und kleidete mich an. Vermuthlich hatte man meinen Sohn davon benachrichtigt, denn er trat in mein Zimmer, als ich es eben verlassen wollte.

„Wohin, mein Vater? war seine Frage.“
 „Einen treuen Freund auffuchen, war meine Antwort, der mir gutwillig mein Stück Brod giebt, du weißt, daß ich keines mehr habe, meine Liebe zu dir hat mir
 „alles

„alles entzogen. — Wozu das viele Gere-
 „de? Aief er hitzig, Sie haben Unrecht, sich
 „zu beklagen. Es giebt tausenderley Din-
 „ge, die Sie sich längst selbst hätten sagen
 „sollen. Sie sind z. B. in einem hohen Alt-
 „ter, haben beynah immer nur in einer klei-
 „nen Provinz Stadt gewohnt, Ihre Mei-
 „nungen und Ihr Betragen sind von denen
 „der jetzigen großen Welt so himmelweit un-
 „terschieden, daß Sie gar nicht hätten ver-
 „langen sollen, sich in meine jetzigen Gesell-
 „schaften mit einzumischen; aber Sie wol-
 „len das nicht einsehen, nun so sehe ich es
 „ein. Sie wissen, daß ich ein bloßes
 „Glückskind bin, warum sollen es denn auch
 „andere erfahren, die es noch nicht wissen?
 „Dies würde sich jedoch zeigen, sobald man
 „Sie nur sähe, und trotz dem Verdruß, den
 „Sie mir machen, bestehen Sie doch immer
 „auf Ihrem Sinn, sich zu zeigen. Lassen
 „Sie uns aus einander gehen, ohne uns zu
 „ankfen, und ohne die andern mit unsern
 „Familienzwistigkeiten zu belustigen. Ich
 „werde Befehl geben, daß man Sie noch
 „heute nach meinem Landguth bringt, dort
 „werden Sie vollkommen Ihr eigener Herr,
 „und ganz an Ihrer rechten Stelle seyn.

„Ich werde Sie von Zeit zu Zeit besuchen,
 „und Sie an nichts Mangel leiden lassen.“
 Auf diese Art trennte sich mein Sohn von
 mir, er verließ mich, ohne mich zu umarmen,
 ohne daß ihm ein einziges sanftes Wort
 entwischt wäre, als das Wort Vater, welches
 sein Mund nur aussprach, ohne daß sein Herz
 etwas dabey fühlte. Er gieng ohne
 Führung weg, ohne daß meine Niedergeschlagenheit,
 mein trauriges Stillschweigen,
 und die Thränen, die mir die Wangen herunterriesen,
 nur den geringsten Eindruck gemacht hätten.
 Man kam bald hernach, um meine Sachen
 einzupacken, man sagte mir herunterzugehen,
 ich that es, und wurde beynah ohne Besinnung
 in eine Postchaise gebracht, die meiner wartete,
 und nach seinem Landguth gebracht. Hier
 schwachte ich nun seit mehr als zwey Jahren,
 ohne daß mein Sohn sein Versprechen,
 mich zu besuchen, ein einziges mal erfüllt hätte,
 und lebe in der gänzlichen Entbehrung
 alles Trostes, und nicht selten der
 nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens.

IX.

N e m b r a n d.

Dieser berühmte Maler, dessen Gemälde und Kupfer jetzt nach dem Goldgewicht bezahlt werden, war der Sohn eines Müllers. Der Müller wollte seinen Sohn studiren lassen, und schickte ihn nach Leyden, aber N e m b r a n d legte sich auf nichts anders, als auf Zeichnen, und lernte kaum fertig lesen.

Ein kleines Gemälde, welches er in seiner Jugend verfertigte, und welches ihm ein Liebhaber mit hundert Gulden bezahlte, war die erste Gelegenheit seines nachherigen großen Rufs. Mit so viel Geld in der Tasche, wollte er nicht zu Fuß nach Hause reisen, um seinem Vater sein Glück zu hinterbringen, und setzte sich demnach auf den Postwagen. Als der Wagen an dem Ort angekommen war, wo zu Mittag sollte gegessen werden, so stiegen alle übrigen Reisenden herunter, nur N e m b r a n d allein blieb sitzen, weil er den Schatz, den er bey sich führte, nicht in Gefahr setzen wollte. Bald nachher fiel es den noch angespannten Pferden ein, ohne Führer weiter zu gehen, und

rissen endlich aus, ohne daß man sie einholen konnte. Sie liefen mit dem Wagen gerade nach Leyden, und in den gewöhnlichen Gasthof hinein. Rembrand war froh, daß er auf dem Wagen geblieben war, und lief mit seinem Geld nach seines Vaters Mühle.

Seine Gemählde thun, in einer gewissen Entfernung betrachtet, große Wirkung, wenn man daher in sein Zimmer kam, und sich einem neuen Gemählde zu sehr näherte, so pflegte er die Zuschauer unter dem Vorwand zurückzustossen, daß der Geruch der Farben ihnen übel bekäme.

Er liebte das Auffallende in Schatten und Licht, und um desto sicherer zu gehen, ließ er sich sein Arbeitszimmer so einrichten, daß das Tageslicht nur durch ein Loch hineinfiel, so wie in die Kamera Obskura, und dann gab er diesem einzelnen Lichtstrahl eine Richtung nach Belieben. Seine Stücke sind voller Fehler gegen das Kostum, und er mochte zeichnen was er wollte, so waren alle seine Figuren nach holländischer Art gekleidet, so daß einige höchst lächerlich dadurch werden.

Zu einem seiner Gemählde gab folgender Zufall Gelegenheit. Rembrand war bey einem

einem gewissen Bürgermeister von Amsterdam sehr gut gelitten, und gieng öfters, ihn auf seinem Landhaus zu besuchen. Eines Tags, als er da war, meldete der Bediente, daß das Essen aufgetragen sey, als sie sich aber zu Tische setzten, bemerkten sie, daß der Senf fehle. Der Bürgermeister befahl seinem Bedienten, eiligst welchen im Dorf zu holen. N e m b r a n d, der die gewöhnliche Langsamkeit der Bedienten kannte, wettete mit dem Bürgermeister, daß er eine Platte stechen wolle, bevor der Bediente wiederkäme. Die Wette wurde angenommen, und N e m b r a n d, der immer zubereitete Platten bey sich führte, machte sich sogleich ans Werk, und stach die Landschaft, die er aus den Fenstern des Saals sehen konnte. Die Platte wurde noch vor Rückkunft des Bedienten fertig, N e m b r a n d gewann die Wette, und hatte eine vortrefliche Platte mehr.

Seine überaus plauderhafte Magd mahlte er einft, und stellte das Gemälde an das Fenster, wo sie sich gewöhnlich mit den Nachbarn zu unterhalten pflegte. Diese hielten das Gemälde für die Person selbst, traten unter das Fenster, und fiengen an, wie gewöhnlich, zu schwätzen. Erstaunt immer

allein zu reden, ohne Antwort zu erhalten, untersuchten sie die Sache genau, und bemerkten endlich ihren Irrthum.

Rombrahd war, gleich andern großen Leuten, äußerst eigensinnig, und unlenksam. Er mahlte eines Tags an einem Familiengemälde, und war beynah damit fertig, als man ihm den Tod seines Affen hinterbrachte. Betrübt über diesen Verlust, ließ er den Affen herbeybringen, und ohne alle Rücksicht der Personen, die auf dem Gemälde abgebildet waren, mahlte er den Affen gerade in ihre Mitte. Natürlich mußte dieser Einfall nicht vielen Beyfall erhalten, allein Rombrahd wollte den Affen durchaus nicht austreichen, und behielt lieber das Gemälde.

Dieser Zug seines Charakters ist um so auffallender, da er bis zur Kargheit geizig war. Sehr oft ließ er, um einen höhern Preis zu erhalten, seine Gemälde durch seinen Sohn verkaufen, und dieser mußte vorgeben, er habe sie ihm heimlich entwendet. Zuweilen stellte er sie in einer Auktion aus, und wohnte derselben verkleidet bey, um sie recht hoch im Preis zu steigern.

Zu manchen Zeiten that er, als wenn er Holland verlassen, und sich im Ausland niederlassen wollte.

wollte. Uebersdies machte er seine Kupferstiche gewöhnlich nur halb fertig, sie wurden theuer verkauft, und er endigte sie nachher, und ließ sich noch einmal so viel dafür bezahlen. Waren die Platten etwas abgenutzt, so stach er sie wohl zum zweyten und drittenmal wieder auf, und gab sie vermittelst einiger kleinen Veränderungen für neu aus.

Seine Frau, die eben so geizig war, half ihm bey solchen Kunstgriffen treulich. Sie rieth ihm, Amsterdam heimlich zu verlassen, und einige Zeit wegzubleiben. Er rißte weg, sie sprengte überall die Nachricht von seinem Tod aus, und legte tiefe Trauer an. Die Liebhaber drängten sich, um die übergebliebenen Stücke zu kaufen, welche die Wittwe dreyfach bezahlen ließ. Eine Zeit nachher erschien N e m b r a n d mit einem mal wieder, und jedermann mußte über seine Auferstehung und den Beweggrund seines Todes lachen. Sein Geiz gieng so weit, daß sein Tisch gewöhnlich nur mit einem Heering oder einem Stück Käse besetzt war. Seine Schüler, welche seine Habsucht kannten, mahlen eines Tags allerley Goldmünzen auf Charcten, und warfen sie hin und wieder zerstreut auf die Erde, als wenn sie jemand verloren hätte.

hätte. **K**embland wurde sie kaum ansich-
 tig, als er mit der größten Begierde zugriff,
 und dann erst seinen Irrthum gewahr wurde.
 Seine Frau war ein holländisches Bau-
 renmädchen, und diente ihm nebst seiner
 Magd zum Modell. Er hatte wenig oder
 gar keine Erziehung, und seine grobe auffal-
 lende Physiognomie, benebst der Lächerlich-
 keit und dem Schmutz seines Aufzugs, stimm-
 tet vollkommen mit der Seltsamkeit seines
 Charakters überein. Auch befand er sich nir-
 gends besser, als in Gesellschaft des gemeinen
 Pöbels, und pflegte zu sagen: „Wenn ich
 „Zeitvertreib suche, so fliehe ich die Vornehm-
 „ern, in deren Gesellschaft ich nur gezwun-
 „gen seyn kann; das wahre Vergnügen be-
 „steht im Genuß der Freiheit.“

X.

Ball-Scenen.

Herr **M****, ein reicher Banquier aus Pa-
 ris, mußte wegen wichtiger Geschäfte nach
 Amerika

Amerika reisen, woselbst er länger aufgehalten wurde, als er vermuthete. Verschiedene Reisen, die er von Cap Francois nach Martinique und Guadeloupe und selbst bis nach Jamaika vornehmen mußte, verhinderten ihn einige Jahre durch, an seine schöne und liebenswürdige Gemahlin zu schreiben, so daß das Gerücht seines Todes sich allmählich in dem Publikum verbreitete. Mad. M^{**}, die hierüber eben nicht mehr Gewißheit hatte, beschloß jedoch, ihrem Gemahl treu zu bleiben, und selbst sein Andenken nicht durch andere Verbindungen zu verunehren. Sie zog sich so viel möglich von aller Gesellschaft und öffentlichen Lustbarkeiten zurück, und lebte mehrentheils nur in dem Schooß ihrer Familie. Vergeblich suchte man durch mancherley Mittel ihre Melancholie zu zerstreuen, sie entsagte nicht nur allen Vergnügungen, sondern lehnte auch die vortheilhaftesten und angesehensten Parthien, die sich anboten, ab. So brachte sie sechs ganzer Jahre mit dem Andenken ihres verlorenen Geliebten hin, bis endlich eine alte Tante, welche befürchtete, daß ihre Gesundheit durch diese Lebensart leiden mögte, sie zuweilen bewog, in ihrem Haus einigen Festen beyzuwohnen, die sich

ge

gewöhnlich mit einem Ball endigten. Das Karneval gieng vorüber, ohne daß die schone Wittve aus ihrem Tieffinn zurückgekommen schien. Am Tag vor Aschermittwochen, als dem letzten Ball, beredete man sie mit vieler Mühe, noch einmal der Masquerade beyzuwohnen. Sie schien sich auch eine Weile an der Seltsamkeit und Lächerlichkeit der verschiedenen Masken zu belustigen; besonders aber zog eine Maske, als Teufel gekleidet, ihre Aufmerksamkeit dadurch auf sich, indem sie ihr nicht von der Seite gieng, und sogar andere, die sich ihr nähern wollten, zu entfernen suchte. Einer aus der Gesellschaft wollte ihr diese scheußliche Figur von der Seite schaffen, und redete sie also an: „Unreiner Geist! der du nur die Dertter des Schreckens und der Finsterniß bewohnen solltest, warum wagst du dich in diese Wohnungen der Freude und des Lichts? Und da du nur an scheußlichen Gestalten, die dir ähnlich sind, Gefallen finden solltest, wie kannst du dich der Schönheit dieses Engels nähern?“ Ich komme, antwortete der Teufel, indem er seine Stimme verstellte, um die Befehle auszuführen, die mir aufgetragen sind. Ich will mich eines Schatzes
 „ber

„bemächtigen, den so viele zu besitzen gewünscht
 „haben. Ihr sollt sehen daß ich Besitz von ei-
 „ner Person nehmen will, die sich mit seit
 „zehn Jahren mit Leib und Seele verschrie-
 „ben hat. Komme einer von euch, nitich
 „daran zu hindern, wenn er Lust hat, ich
 „fürchte mich nicht, und wenn eurer eine
 „Legion wäre.“ Bey diesen Worten ließ
 er die Maske fallen, Mad. M. * * sah ihn
 an, und floh in ihres Mannes Arme.

Auf einer andern Maskerade fiel dem
 Schreiber eines Procurators ein junges
 Frauzimmer in die Augen, die einen Do-
 mino hatte, und deren ganzes Wesen eine
 sehr schöne Person verrieth. Der Schrei-
 ber folgte ihr auf dem Fuß nach, sprach mit
 ihr, und erhielt eine Bestellung für den künf-
 tigen Ball, auf derselben Stelle. Er nahm
 sich wol in Acht, den Ball zu versäumen,
 und seine Dame hielt Wort, aber immer in
 den verhaßten Domino eingehüllt. Die
 ganze Nacht über erschöpfte er sich in Süßig-
 keiten, bat und flehte, daß man doch den
 leidigen Schleyer wegnehmen möchte, der so
 himmlische Reize seinen Blicken entzöge; alles,
 was er erhalten konnte, war, daß den künftis-
 gen

gen Ball seine Wünsche erfüllt werden sollten. Den folgenden Tag kamen zwey Herren des Hofes auf die Schreibstube seines Patrons, um eine Gerichtssache in Ordnung zu bringen. Während daß man mit der Kopie eines Vertrags für sie beschäftigt war, unterhielten sich beyde von dem letzten Ball, und der darauf erschienenen Masken. Unter andern sprachen sie auch von der Herzogin von Orleans, und beschrieben deren Maske, so wie diejenige, die ihr die Nacht über Gesellschaft geleistet hatte, so genau, daß der Schreiber die Herzogin und sich selbst in der Scherzung erkannte. Er war zu klug, um nicht einzusehen, daß die Prinzessin ihr Spiel mit ihm gehabt hätte, und verbarg seine Verwirrung. In der Zwischenzeit bis zum folgenden Ball, setzte er ein hübsches Gedicht auf, worinne er sich entschuldigte, druckte es der Maske, die ihn ebenfalls im Domino erwartete, in die Hand, und entfernte sich eiligst. Die Herzogin war darüber so zufrieden, daß, nachdem sie erfahren, wer er wäre, sie sich bey Hof für ihn verwandte, und ihm bald nachher eine einträgliche Stelle verschaffte, die ihn in Stand setzte, eine gute Heurath zu thun.

Nicht

Nicht nur auf dem Ball, sondern auch auf den öffentlichen Spaziergängen und in den Schauspielhäusern dieser unermesslichen Stadt, verschwindet öfters aller Unterschied der Stände, das Freudenmädchen stößt da selbst die Prinzessin mit dem Ellenbogen in die Seite, und der Kaufmannsdienner verdrängt den Herzog von seiner Stelle. Ein Kaufmannsdienner besand sich einst auf der Gallerie des Schauspielhauses, an der Seite einer großen Prinzessin, deren Vergnügen war, ihren Stand zu verbergen, und sich unerkannt in die untern Volksklassen zu mischen. Er hielt sie natürlich für ein gemeines Mädchen, mit der er leicht Bekanntschaft machen konnte. Er fieng also an den Verliebten zu spielen, und da man ihn gefällig anhörte, so nahm er sich heraus, um eine Zusammenkunft unter vier Augen, für den Abend zu bitten. Sein Antrag wurde nicht gänzlich verworfen, und er begleitete in der süßesten Hoffnung, nach geendigtem Schauspiel, seine Dame die Treppen hinunter. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er drey Bedienten der Dame entgegen kommen, und an dem Wagen einen Kammerherrn sah, der ihr die Hand zum Ein-

steigen reichte, und sie mit Ihro Durchlaucht empfing. Halb versteinert und stumm stand er auf seinem Platz da, als die Dame aus dem Wagen herausrief; „Nun, mein Herr, werden Sie noch kommen? Er war nicht ganz ohne Wiß, faßte sich, und antwortete; „Ihro Durchlaucht werden verzeihen, daß ich mein Wort nicht halte, wir sind aber jetzt nicht mehr auf der Gallerie, wo alle Stände gleich sind.“

XI.

Augustino Fosari, ein Ventrug zur Geschichte des Somnambulismus.

Eine Gesellschaft Gelehrte und Künstler in Rom, waren gewohnt sich jeden Tag Abends zu versammeln, um sich über allerley Gegenstände, die ihnen vorkamen, zu besprechen. Unter ihnen befand sich ein gewisser Herr Namens Augustino Fosari, ein vornehmer Römer, dessen Bedienter der Gesellschaft

schaft eines Tags hinterbrachte, sein Herr wäre Nachtwandler, stünde zuweilen aus dem Bett auf, und verrichtete im Schlaf alle Handlungen eines Wachenden. Man war neugierig sich davon zu überzeugen, und der Bediente versprach, das erstemal, daß dieser Anfall wieder kommen würde, seine Freunde davon zu benachrichtigen. Signor Augustino war ein Mann von etwa dreißig Jahren, eines trocknen, cholertischen Temperaments, sehr zur Melancholie geneigt, aber von kalter reifer Ueberlegung in allen seinen Handlungen, und den abstraktesten Wissenschaften eifrigst ergeben. Der Anfall des Schlafwandels überfiel ihn gewöhnlich im abnehmenden Viertel des Monds, und stellte sich im Herbst und im Winter häufiger ein, als im Frühling und Sommer.

An einem trüben October-Abend, als die Gesellschaft wieder beysammen war, fieng man nach Tische an zu spielen, Augustino spielte gleich den übrigen eine Zeitlang mit, nahm gegen elf Uhr Abschied und gieng zu Bett. Bald darauf kam sein Bedienter, und meldete der Gesellschaft, daß sein Herr diese Nacht Nachtwandler seyn würde. Man gieng also mit einem Licht

in sein Schlafzimmer, und sah ihn der Länge nach auf dem Rücken, mit starren offenen Augen, ohne alle Bewegung in dem Bett liegen, welches Offenstehen der Augen ein sicheres Zeichen seines Anfalls war. Man befühlte ihm die Hände, und fand sie eiskalt, und der Puls gieng so schwach und langsam, als wenn sein Blut gar nicht im Umlauf wäre. In Erwartung dessen, was kommen sollte, setzten sich die Zuschauer einstweilen an ein Schachbret, und fiengen an zu spielen.

Ohngefähr gegen Mitternacht, riß Augustino plötzlich seine Bettvorhänge auf, stieg aus dem Bett, und kleidete sich ziemlich schnell an. Man hielt ihm das Licht dicht unter die Nase, fand ihn aber mit offenstehenden unbeweglichen Augen, und ganz ohne Bewußtseyn dessen, was außer ihm vorgieng. Bevor er seinen Hut aufsetzte, nahm er sein Degengehänge von dem Bettpfosten herunter und gürtete es sich um den Leib. Man hatte aus Vorsicht den Degen aus der Scheide genommen, weil die Schlafwandler zuweilen wie rasend um sich herum schlagen und stoßen, sobald sie durch ein Geräusch gestört werden. Als er ganz angezogen war, spazierte er verschiedenemal in dem Zimmer
auf

auf und nieder, näherte sich dem Kaminfeuer, setzte sich in einen Lehnstuhl, und gieng gleich darauf in das anstößende Cabinet, wo ein Mantelsack lag. Diesen öffnete er, warf alles untereinander und schien etwas zu suchen, hierauf legte er alles wieder in der besten Ordnung hinein, schloß den Mantelsack wieder zu, steckte den Schlüssel in die Tasche, und brachte einen Brief heraus, den er auf das Kamin legte. Nun gieng er nach der Thüre, öffnete sie und gieng die Treppe hinunter. Als er unten war, stieß einer aus der Gesellschaft aus Versehen etwas hart an einem Tisch an, wodurch Augustino heftig zu erschrecken schien, und seine Schritte verdoppelte. Sein Bedienter warnte sie, sachte zu gehen, und nicht zu sprechen, weil, sobald er in diesem Zustand ein Geräusch nahe um sich bemerkte, er ganz außer sich gerieth, und wie wüthend fortliefe, als wenn ihn jemand verfolgte. Er gieng über den sehr geräumigen Hof weg nach dem Stall, schmeichelte dort seinem Pferd, legte ihm den Zaum an, und wollte es satteln, da er aber den Sattel nicht an der gewöhnlichen Stelle fand, schien er unruhig zu werden, gleich einem, der sich in sei-

ner Erwartung betrogen sieht. Er stieg dem ohngeachtet aufs Pferd, und galoppirte gerade nach der Hofthüre zu, die er aber verschlossen fand. Er stieg ab, nahm einen großen Stein, und schlug verschiedenemal an das Schloß, um es aufzumachen. Da die Thüre nicht aufgehen wollte, stieg er wieder zu Pferd, führte es nach einem Wassertrog, der an dem andern Ende des Hofes stand, und ließ es trinken, worauf er es an einem Pfosten anbund, und ganz gelassen ins Haus zurückkehrte. Auf ein Geräusch, welches die Bedienten in der Küche machten, schien er aufmerksam zu werden, näherte sich der Thüre, und hielt das Ohr an das Schlüsselloch. Von da gieng er auf der andern Seite in einen Saal, wo ein Billard stand, gieng verschiedenemal um dasselbe herum, und machte alle Bewegungen eines Spielers. Endlich setzte er sich vor ein Klavier, das nicht fern stand, und welches er wachend sehr gut spielte, jetzt aber war sein Spiel ein bloßes Geklimper.

Nachdem er zwey Stunden lang so herumgegangen war, warf er sich ganz angekleidet auf sein Bett, und blieb unbeweglich liegen, wo ihn seine Freunde den folgenden Morgen

Morgen

Morgen um neun Uhr noch in der Stellung fanden, in der sie ihn verlassen hatten. Gewöhnlich schlief er nach einem solchen Anfall acht bis zehn Stunden ununterbrochen hinter einander fort, und sein Bedienter sagte, es wären nur zwey Mittel, ihn aus diesem Zustand zu reißen, das eitte, daß man ihn stark an den Fußsohlen küßle, und das andere, daß man ihm mit einem Baldhorn oder einer Trompete in die Ohren bliese.

XII.

Seltne Klagen eines Ehemanns.

Wir haben vorhin das Schreiben eines Vaters über die Undankbarkeit seines Sohnes geliefert. Nachstehender Brief eines Ehemanns, der sich über den unerträglichen Geiz seiner Ehehälfte beklagt, wird in unsern Zeiten, wo so viele Familien durch den unmäßigen Aufwand der Damen zu Grunde gerichtet werden, eine um so unerwartetere Erscheinung seyn, da die Scene aus den höhern Ständen entlehnt ist, wo Verschwend-

dung, Leichtsinns und Sorglosigkeit in Ansehung der Glücksgüter, mit zur guten Lebensart gehören.

Ein sehr reicher Herr eröffnete hierüber sein Herz einem Freund in nachfolgenden Zeilen.

„Ich habe eine Frau, welche mir alle
 „Vorzüge und Vortheile, die mir mein
 „großes Vermögen, mein gutes Tempera-
 „ment, und mein munterer Charakter ver-
 „schaffen könnten, gänzlich vereitelt und zu
 „nichte macht. — Ich bin traurig und ver-
 „drüsslich, trotz meiner natürlichen guten
 „Laune, und arm mitten im Besitz eines
 „großen Vermögens, welches auf eine ver-
 „nünftige Art zu genießen, ich alle Lust und
 „Anlage hätte. Bey alle dem ist meine
 „Frau, diese zu meinem Unglück geschaffene
 „Frau, welche mir alles Glück des Lebens
 „verbittert, ist sehr schön, sie liebt mich, und
 „ich hänge mit ganzem Herzen an ihr. Sie
 „ist vielleicht eifersüchtig? werden Sie sa-
 „gen . . . Nicht im geringsten, denn wenn
 „das wäre, so stünd es ja in meiner Ge-
 „walt, sie von dieser Krankheit zu heilen.
 „Ich lasse die Ehehälften anderer in Ruhe,
 „denn die meinige gefällt mir von Seiten
 „ihrer

„Ihrer Reize am besten, und ich bin zu be-
 „quem, zu trägt, um die Rolle des Stützers
 „bey andern zu spielen. Worinn ist sie also
 „meine Plage? Ach! vermöge ihres Geizes!
 „eines Geizes, den selbst der ärgste Fils
 „mehr bewundern, als nachahmen würde.
 „Ich denke viel zu christlich, als daß ich
 „hier eine vollkommene Schilderung dessel-
 „ben liefern sollte, es könnte viele Geizhälse
 „in Verzweiflung, ja sogar ums Leben brin-
 „gen, wenn sie erführen, daß tausenderley
 „kleine Ausgaben, die sie von jeher für un-
 „umgänglich nothwendig hielten, und um
 „deren Ersparung sie sich Jahre lang den
 „Kopf zerbrochen haben, im Grunde noch
 „zu den überflüssigen Verschwendungen gehö-
 „ren. Nur einige wenige Züge mögen Sie
 „auf das Ganze schließen lassen. Meine
 „Frau schreibt keinen einzigen Brief, und
 „korrespondirt mit keinem Menschen, weil
 „es allezeit einen Bogen Papier, und ein
 „ankommender Brief immer Postgeld erfors-
 „dert. Vor ein paar Tagen hatten meine
 „Kinder und ich außerordentlichen Hunger,
 „und das Mittagsessen, so man uns vorsekte,
 „war so sparsam eingerichtet, daß ich einen
 „Kapaun an den Spieß stecken ließ. Meine
 „Frau

„Frau erblaste, als er auf den Tisch kam,
 „und nahm sich fest vor, diese unmäßige Ver-
 „schwendung auf einer andern Seite durch
 „Sparsamkeit wieder zu ersetzen. Als die
 „Zeit des Abendessens herankam, so erhielt
 „ten wir gerade so viel, als kaum zur Sät-
 „tigung zweyer Sperlinge hinreichend gewe-
 „sen seyn würde. Wahrlich! nun war die
 „Reihe zu erblaffen an uns, und ich sagte
 „meiner Frau etwas verdrißlich: hier ist ja
 „nicht so viel, daß es sich des Essens ver-
 „lohnt! Du trost dich, mein Liebster, ant-
 „wortete sie mir, denn ich werde nicht essen,
 „und ihr habt also noch eine Portion übrig. —
 „Dein Magen, erwiederte ich mit verbitter-
 „nem Unwillen, muß in sehr schlechten Um-
 „ständen seyn, der meinige wenigstens ist
 „bey weitem nicht so bescheiden in seinen
 „Forderungen. — Ich aß hierauf einen Biß-
 „sen, weil kein zweyter für mich vorhanden
 „war, wenn ich ihn nicht einem andern weg-
 „nehmen wollte, und gieng beynah nüchtern
 „vom Tisch weg. Zwey Stunden nachher
 „fiel meine Frau aus bloßer Entkräftung des
 „Magens in Ohnmacht. Ich eilte ihr zu
 „Hülfe, und bat sie zu essen. — Laß mich,
 „sagte sie, es ist der Kapaun, den ich nicht
 „ver-

„verdauen kann. — Ich konnte ihr antwor-
 „ten, daß sie ja nicht einmal davon gegessen
 „hätte, aber ich schwieg.

„Sie können leicht denken, daß dieses
 „ewige Fasten alle Gesichter in meinem Haus
 „se verlängert, und daß wir mehr Gespen-
 „stern als Menschen ähnlich sehen. Wann
 „ich einmal nach Hause komme, so glaube ich
 „eine Wüsteneey zu betreten, so ein tiefes
 „Stillschweigen herrscht auf allen Seiten, in
 „der Küche herrscht eine Kälte, daß einem
 „die Zähne klappern mögten, meine Kinder
 „sind so niedergeschlagen, so ernsthaft! . . .

„Sie werden mir wahrscheinlich einwer-
 „fen, daß ich ja Herr des Hauses bin, und
 „daß, wenn ich leide, es eine Folge meiner
 „übertriebenen Gefälligkeit ist. Wahr ist
 „es, daß ich mich bisher noch nicht habe ent-
 „schließen können, ein entschlossenes und be-
 „stehendes Ich Will! auszusprechen. Da-
 „her kommt es, daß meine Frau nach Belie-
 „ben magrer wird, und daß meine Kinder
 „weder ernährt noch gekleidet sind, im Som-
 „mer mögten sie ersticken, und im Winter
 „erfrieren, an eine Abwechslung der Kleider
 „ist gar nicht zu denken.

„Wissen

„Wissen Sie, was ich anfangs, wenn mit
 „die Geduld ausreißt? Ich verberge meinen
 „Verdruß, gehe aus, und kaufe ihr ein neues
 „Kleid, und je nachdem ich mehr oder weni-
 „ger aufgebracht bin, fällt die Wahl dessel-
 „ben kostbarer oder geringer aus. Vor ein
 „paar Monathen war ich so aufgebracht, daß
 „ich ihr ein ganzes Kleid von Goldstoff aus-
 „nahm, sie fiel in Ohnmacht, wie sie es sah,
 „und ich hatte ohngefähr sechs Wochen lang
 „Ruhe und zu essen. Nachher aber sieng sie
 „wieder an zu sparen, und noch vorgestern
 „spielte sie mir einen so äußerst ökonomischen
 „Streich, daß ich sogleich hintief, und ihr
 „eine Haube von den kostbarsten Spitzen
 „ausnahm.

„Ich bin entschlossen, mich ihrer gänzlich
 „zu entledigen, in so fern sie sich nicht bald,
 „wenigstens in etwas bessert. Dazu brauche
 „ich aber weder Stahl noch Gift. Ich habe
 „unschuldigere Mittel in Händen, sie zu töd-
 „ten, worüber man keine Untersuchung an-
 „stellen kann, und wobey auch gewissermaßen
 „mein Gewissen unverletzt bleibt. Urtheilen
 „Sie selbst darüber.

„Wenn ich mir ein Vergnügen machen,
 „meine Freunde um mich sehen, oder sie traf-
 „tiren

,,tiren will, so führe ich sie nach einem Haus,
 ,,welches ich seit zehn oder zwölf Jahren oh-
 ,,ne Wissen meiner Frau gemiethet habe.
 ,,Außerdem mache ich zuweilen eine Lustpar-
 ,,thie nach dem Land mit, führe Frauenzim-
 ,,mer in die Komödien, ich spiele, und ver-
 ,,liere zuweilen. — Von alle dem weiß mei-
 ,,ne Frau nichts, ich aber habe aus einer
 ,,dunkeln Ahndung, daß sie mich einst aufs
 ,,Aeußerste treiben wird, und ich nicht län-
 ,,ger mit ihr würde leben können, eine ge-
 ,,naue Rechnung von allen diesen Ausgaben,
 ,,Spielverlust u. dergl. geführt. Nun se-
 ,,hen Sie, diese Rechnung soll das Werk-
 ,,zeug ihres Todes werden, dies ist der
 ,,Dolch, der sie nicht verfehlen wird, die
 ,,ganze Summe dieser Rechnung beläuft sich
 ,,auf zehntausend Thaler, und sobald sie mich
 ,,aufs Aeußerste treibt, werde ich dies Schre-
 ,,ckenspapier vor ihr niederfallen lassen, sie
 ,,wird es aufheben, und der Anblick desselben
 ,,wird ihr unvermeidlich den Tod zuziehen.
 ,,Sie mag sich daher nur bald bessern, und
 ,,mich nicht lange mehr mit ihrem Geiz quä-
 ,,len, während daß so viele andere Ehemän-
 ,,ner über die Verschwendung ihrer Weiber
 ,,verzweifeln mögten. —

XIII.

Nicht alles ist Gold, was glänzt.

Oder

Die vornehmen Heurathen.

Die einzige Tochter eines sehr reichen Kaufmanns wurde beynah das Schlachtopfer eines galanten Betrügers, ohnerachtet sie eine Menge vortheilhafter Parthien hatte, und in dem Ruf einer unbescholtenen Tugend stand. Aber was vermag die Eitelkeit nicht — Eine Menge seufzender Liebhaber, die alle um das Glück buhlten, wie sie sagten, ihre Person, wahrscheinlich aber ihren Beutel zu besitzen, vermogten keinen Eindruck auf ihr Herz zu machen. Alle wurden von einem Unbekannten verdunkelt, der eines Morgens äußerst geschmackvoll gekleidet, von einem leichten und prächtigen Phaeton, vor der Thüre ihres Hauses abstieg. Er gieng gerade zu dem Vater, und hielt um seine Tochter an, indem er ihn versicherte, er habe sie einst in dem Laden gesehen, und empfände eine so heftige Liebe zu ihr, daß er willens wäre,

wäre, ihr seine Hand zu geben, wenn sie ihn annehmen wollte. Er setzte hinzu, er wäre ein Edelmann, ziemlich vermögend, und Besitzer eines Ritterguths, Bourgneuh, dessen Namen er auch führte; er wäre außerdem gewohnt, sechs Monathe des Jahrs auf seinem Schloß zuzubringen, und man dürfe nur an den Pfarrer des zu seinem Guth gehörigen Dorfs schreiben, so würde man sein Vorgeben vollkommen bestätigt finden. Er setzte hinzu, man mögte diese Erkundigung je eher je lieber einziehen, denn ob er gleich sein eigener Herr wäre, so mögte er sich doch nicht gern den Vorwürfen seiner Verwandten aussetzen, welche diese Verbindung, die er so sehnlichst wünschte, als eine Mißheuerath betrachten würden.

Der Gedanke, seine Tochter als gnädige Frau zu sehen, stieg dem Kaufmann zu Kopf, denn der Stolz ist überall zu Haus, sowohl bey Hof, als in dem Kramladen und in der Werkstätte. Er war entzückt, seine Tochter als Besitzerin eines Ritterguths und Kirchenpatronin zu sehen, und schrieb also ohne Zeitverlust an den Pfarrer von Bourgneuh, um Nachrichten einzuziehen. Dieser antwortete ihm, der Herr seines Kirchspiels wäre ein

ein sehr vermögender, liebenswürdiger Mann, an dessen Betragen und Lebensart nichts zu tadeln wäre. Kaum hatte er diese Bestätigung in Händen, als er seine Familie zusammenberief, und Verlöbniß hielt. Der Tag der Hochzeit wurde angesetzt, und das Brautpaar begab sich in Begleitung der Hochzeitgäste, in vollem Puße in einem prächtigen Wagen, der von mehreren andern nicht minder schönen Equipagen begleitet wurde, des Morgens gegen acht Uhr nach der Kirche der Pfarrey.

Der Priester, der das oft so fürchterliche Ja aussprechen lassen sollte, blieb etwas lang aus, man erwartete ihn mit großer Ungeduld, und schimpfte schon heimlich über sein unbescheidenes Betragen, als ein ganz anderer Auftritt sich ereignete. Ein Herr, der die Reihe von Kutschen vor der Kirchthüre halten sah, und von deren Pracht angereizt wurde, hinein zu gehen, kam und näherte sich der Versammlung. Seine Augen fielen auf die Braut, die er äußerst reizend und einnehmend fand, seine Neugierde trieb ihn also an, zu fragen, wer der glückliche Sterbliche wäre, der eine solche reizende Person besitzen sollte. Er erhielt zur Antwort, es
wäre

wäre der Herr von Bourgneuh, Besizer eines Ritterguths und eines Dorfs von gleichem Namen. — „Wahrlich! rief er aus, das ist doch sonderbar, ich bin selbst der Herr von Bourgneuh, und weiß nicht ein Wort von meiner Heurath; aber wer ist denn der Schurke, der sich untersteht, meinen Namen und meine Titel anzunehmen?“ Bey diesen Worten drängte er sich etwas näher, und wurde kaum den Herrn Bräutigam ansichtig, als er in ihm einen seiner vorigen Bedienten erkannte, den er wegen schlechter Aufführung aus dem Dienst gejagt hatte. Der Spitzbube hatte seiner Seits kaum seinen ehemaligen Herrn erblickt, als er zugleich mit seinen Zeugen die Flucht ergriff.

Unterdessen kam der Priester mit einem Amtsgesicht, und in seinem ganzen Ornat an, man sagte ihm aber, es wäre hier nichts zu trauen, und dankte ihm noch für sein langes Ausbleiben. — Das Seltsamste bey dieser Geschichte ist, daß der Herr von Bourgneuh, von der Schönheit der Braut hingerissen, selbst um sie anhielt, und die Heurath wirklich vollzog, wozu ein anderer die Vorbereitung gemacht hatte.

Aber nicht alle Betrügereyen dieser Art nehmen ein so glückliches Ende, wovon nachfolgende Anekdote einen Beweis abgeben mag.

Ein junger, galanter, aber wenig gewissenhafter Herr, hatte von einem angesehenen bürgerlichen Frauenzimmer, seiner liederlichen Klufführung wegen, eine abschlägige Antwort erhalten, und schwur in seinem Herzen, ihr einen Streich zu spielen, und sich auf das empfindlichste zu rächen.

Bald nachher erschien eine neue Parthie, welche alle Annehmlichkeiten in sich vereinigte, um ein Mädchen leicht zu verführen, kostbare reich gestickte Kleider, Brillanten, prächtige Equipage, Bedienten, alles zeugte von der Pracht und von dem Geschmack des Besizers. Freylich stimmte das Betragen und der Anstand seiner Person nicht so ganz mit dem übrigen überein, man war zuweilen verlegen, und schien sich nicht recht in alles zu finden, allein man entschuldigte sich damit, daß man wenig aus der Provinz gekommen, und glänzende Gesellschaften noch nicht sehr gewohnt wäre. Zugleich wurden Titel und Papiere von Besizungen vorgezeigt, woraus erhellte, daß die Braut eine sehr vortheilhafte

hafte Parthie machen könnte. Die Eltern
 fiengen an zu wanken, und die Eitelkeit des
 Mädchens that das übrige, mit einem Wort,
 die Heurath ward vollzogen. Nach meh-
 rern, unter den süßesten Vergnügungen zu-
 gebrachten Tagen, wurde man einig, eines
 der Schloffer des Herrn Bräutigams eine
 Zeitlang zu bewohnen, und das glückliche
 Paar reiste in einer Postchaise, mit unend-
 lich verschiedenen Empfindungen und Hofnun-
 gen dahin ab. Die Braut war weit eitler
 und stolzer, als in ihrem vorigen Zustand,
 der Bräutigam aber schien in Gedanken ver-
 zerrt, und etwas gleichgültiger.

Man kam endlich nach einem Dorf, und
 der Wagen hielt vor einer elenden kleinen
 Strohütte an. „Dies hier, sagte der
 „Bräutigam etwas verlegen, ist mein Schloß
 „und mein ganzer Reichthum, ich muß Ih-
 „nen nur gestehen, daß meine Besitzungen
 „und meine Größe bloß in der Einbildung
 „bestehen. Ich bin weiter nichts als ein
 „armer Kesselflicker. Der Herr von M^{**},
 „dessen Hand Sie ausgeschlagen haben, hat
 „mich durch Bitten und Drohen bewogen,
 „diese Rolle zu spielen, und alle Unkosten
 „bestritten. Aber ich bin ein ehrlicher Kerl.

„und verdiene mein Brod damit, Daß ich
 „auf dem Land herumlaufe, und altes Kup-
 „fer zusammenkaufe, woraus ich nachher
 „neue Kessel, Kasserollen, u. dergl. verfertigt
 „ge. Ich werde Sie so glücklich machen,
 „als es mir nur möglich ist.“ —

Man stelle sich einmal die Verwirrung
 und die Verzweiflung einer stolzen Person
 vor, die sich auf einmal die Frau eines elen-
 den Kesselflickers sieht, während daß sie ehe-
 dem die vornehmsten und besten Parthien
 ausgeschlagen hat, und sich für die Frau ei-
 nes reichen Edelmanns hielt. Sie wollte
 nicht einmal eine Nacht in dieser armseeligen
 Hütte zubringen, die ihr jetzt die goldnen
 Schlösser ersetzen sollte, die sie sich geträumt
 hatte, und gieng, den Pfarrer des Orts um
 ein Nachtlager zu bitten. Mit Anbruch des
 folgenden Tages nahm sie ihren Weg wieder
 zu ihren Eltern zurück, ohnerachtet aller Bit-
 ten und Thränen des Kesselflickers, welcher
 sehnlichst wünschte, daß sie etwas weniger
 ehrgeizig seyn mögte. Die Heurath wurde
 leicht wieder kassirt, und Nulle. ***, welche
 trotz dieser Erniedrigung ihren vorigen Stolz
 behielt, verbarg ihre Schande in einem
 Kloster.

XIV.

Seltsame Wanderung der Geschenke aus
einer Hand in die andere.

Man irrt sehr, wenn man glaubt, daß die Geschenke, die man zuweilen einem vornehmen Gönner, einem hohen Beschützer, oder einer Dame vom Weltton macht, um sich deren Gunst zu versichern, immer ihre wahre Bestimmung erhalten, öfters reisen sie in der ganzen Stadt herum, und gerathen am Ende in die Hände von Personen, deren Namen öfters dem Geber unbekannt ist. So wurden z. B. ein Duzend Ortolane von einem reichen Juden aus Avignon an einen vornehmen Protestanten nach Paris gesandt, dieser schenkte sie einem Herrn des Hofes, und dieser einem Finanzverwalter, aus dessen Hand sie in die einer berühmten Lais gingen, und endlich auf den Tisch einer sehr hochwürdigen Eminenz kamen.

Unter allen Geschenken sind die von seltenen Eßwaaren der größten Circulation unterworfen, wie aus folgender Geschichte erhellt.

Vorerst muß man wissen, daß das Maaß *) kleiner frühzeitiger Zuckererbſen zu Paris zuweilen mit hundert kleinen Thalern bezahlt wird, und man oft noch Mühe hat, ſie um dieſen Preis zu erhalten. Ein junger ſehr galanter Herr ſchenkte einer Dame, in die er ſterblich verliebt war, drey ſolche Maaßgen, wovon er aber für jedes nicht mehr als ſechs Karolin bezahlt hatte. Die Dame hielt es für Verſchwendung, ein ſo theures Gericht für ſich zu behalten, und fand es rathſamer, es zu verkaufen, um das gelöſte Geld lieber an Schmuck zu verwenden. Sie ſchickte alſo ihren Bedienten damit nach dem Gärtnermarkt, und dieſer begegnete einer Gärtnerin, welche außer ſich war, daß ſie dem Haushofmeiſter eines Herzogs keine ſolche Erbſen liefern konnte, der ihr beſter Kundmann war. Während daß ſie ihn auf dem ganzen Markt aufſuchen ließ, machte ein anderer Verehrer der jungen Dame ſeine Aufwartung, und da das Geſpräch auf die Früchte der Jahreszeit kam, urtheilte er aus der Art, mit der ſie von den jungen Erbſen ſprach, daß ſie viel leicht

*) Litron, ein kleines Maaß, ſo den ſechszehnten Theil eines franzöſiſchen Scheffels beträgt.

leicht gerne welche essen mögte. Er lief so gleich nach dem Gärtnermarkt, und kam von ohngefähr in den Laden, wo der Bediente die Erbsen zum Verkauf hingebracht hatte. Er handelte nicht lang, und kaufte sie für fünf und zwanzig Karolin, eilte mit diesem Schatz nach Haus, um ihn in ein feines parfümirtes und mit seidenen Bändern geschmücktes Körbgen zu legen, und es seiner Göttin zu übersenden.

Der Bediente kam nach Haus zurück, und hinterbrachte seiner Gebieterin, daß er die Erbsen für fünf und zwanzig Karolin an den Ritter von ** habe verkaufen sehen. Die Dame gerieth in eine heftige Eifersucht darüber, indem sie dachte, der Ritter wollte einer andern Dame, die er ihr insgeheim vorzöge, eine Freude damit machen. Sie war noch in ihren traurigen Gedanken vertieft, als ein Bedienter des Ritters hereintrat, und ihr von Seiten seines Herrn ein mit Blumen und Bändern geziertes Körbgen überreichte. Sie erstaunte, als sie die Erbsen darinn fand, welche sie für eine andere, als für sich, bestimmt glaubte, und war schon entschlossen, sie in die Küche zu schicken, als ihre weit ökonomischer denkende Mutter dazu

kam, und ihr zu verstehen gab, daß sie damit einem Advokaten, der einen wichtigen Prozeß für sie führte, eine unerwartete Freude machen würde. Der Advokat wurde dadurch auf das angenehmste überrascht, und beschloß bey sich selbst, dem Prozeß eine so günstige Wendung zu geben, als es nur möglich wäre, aber für seinen Mund schien ihm das Gerücht zu kostbar, und nach langem Hin- und Hersinnen, wie er die Erbsen am vortheilhaftesten anwenden könne, sandte er sie einem gewissen Marquis, dem er große Verbindlichkeiten hatte. Der Marquis hatte sie kaum erhalten, als der Ritter hereintrat, und nicht wenig erstaunte, das Körbgen bey ihm zu finden, welches er vor ein paar Stunden mit eigener Hand ausgeschmückt hatte. Nun zweifelte er nicht mehr, daß der Marquis ihm von der Dame vorgezogen würde, und lief in der Hitze fort, und überhäufte sie mit Vorwürfen wegen ihrer Treulosigkeit. Sie zankten sich beyde eine Weile, ohne einander zu verstehen, bis der Kammerdiener des Marquis hereintrat, der diesen Tag nicht zu Haus speißte, und als ein Freund der Dame ihr die Erbsen als eine Seltenheit des Jahrs überschickte. Für dies-

mal

mal blieben die Erbsen an ihrem bestimmten Ort, und wurden in Gesellschaft des Ritters verzehrt, nachdem sie die Dame einmal verkauft, und einmal verschenkt hatte.

 XV.

Rousseau's Rath an eine Operntänzerin.

Wenige Jahre vor Rousseau's Tod fiel es der Madame T**, einer jungen liebenswürdigen Tänzerin bey der Oper, die sich nachher verheurathete, und von dem Theater abgieng, ein, in der schlüpfrigen und gefährlichen Laufbahn, die sie betreten hatte, eine Ausnahme von ihren Kollegen und Kolleginnen zu machen, und den Weg des Leichtsinns und der Ausschweifung nicht zu betreten. Die Tugend ist, wie bekannt, überall zu Haus, aber mitten unter einer Menge Menschen, welche alle Grundsätze von Sittlichkeit, Schaam und Ehrliche, entweder nicht kennen, oder sich dadurch zu beschimpfen

pfen glauben, den ewigen Anträgen reicher
 Wollüstlinge, und dem verführenden Reiz
 des Goldes ausgesetzt, kostet es mehr als
 gewöhnliche Mühe, um nicht von dem all-
 gemeinen Strom mit fortgerissen zu werden.
 Madame L** fühlte die Gefahr ihrer Lage
 sehr gut, und da sie einige Bildung durch
 gute Lektüre erhalten, und unter andern auch
 mit Rousseau's Schriften bekannt war, der
 das Theaterleben so treffend mit allen seinen
 schlimmen Folgen schildert, so entschloß sie
 sich an ihn zu wenden, und ihn um seinen
 guten Rath zu bitten. Rousseau ließ sich
 selten von Fremden, seltener von Frauen-
 zimmern, am wenigsten aber von Komödian-
 ten oder Operisten sprechen, weil sein chma-
 tischer Streit mit der Pariser Oper ihm eine
 solche Abneigung gegen alles, was dazu ge-
 hörte, eingeblößt hatte, daß er gar nichts
 mehr davon hören wollte. Madame L**
 ergriff also das einzige Mittel, das ihr übrig
 blieb, und schrieb einen Brief an ihn, wor-
 inn sie ihm gestand, daß sie das Schlimme
 ihrer Lage vollkommen einsähe, und aus auf-
 richtigen Herzen wünschte, ihre Tugend und
 ihren guten Ruf auch an einem Ort zu er-
 halten, wo der Schönheit so mannigfaltige
 Stricke

Stricke gelegt würden. Sie beschloß mit der Bitte, sie nicht zu verlassen, und ihr mit seinem guten Rath beyzustehen, und ihr eine gewisse Richtschnur ihres Betragens zu geben, die sie vor aller Verblendung schützen könne. Diesmal ließ sich Rousseau, der sonst selten einen Brief von Fremden beantwortete, bewegen, und soll folgende Antwort ertheilt haben.

„Ich war äußerst erstaunt, einen Brief
 „von einem Mitglied der Akademie der Mus:
 „sik zu erhalten, worinn man meinen guten
 „Rath verlangt, um auf diesem Theater an:
 „ständig und gut zu leben. Ihre Ausdrücke
 „und Ihre Schreibart zeugen indessen doch
 „so sehr von der Aufrichtigkeit Ihres Wunsch:
 „sches, daß ich Sie nicht an diejenigen ver:
 „weisen mag, die immer mit ihrem guten
 „Rath fertig und bereit sind. Doch bin ich
 „außer Stand, Ihnen die nöthigen Verhal:
 „tungsregeln zu geben, die Sie von mir
 „verlangen, zweifeln Sie deswegen nicht an
 „meinem guten Willen, allein ich bin oft
 „selbst in Rücksicht meiner eignen Leitung
 „verlegen, ob ich gleich nicht in einer so ge:
 „fährlichen Laufbahn bin, wie Sie, folglich
 „ist es mir gleichsam unmöglich, Sie in der:
 „jenia

„jeningen zu leiten, worinn Sie begriffen
 „sind. Nur zwey allgemeine Regeln kann
 „ich Ihnen mittheilen, welche mir die Grund-
 „lage aller unsrer Handlungen zu seyn schei-
 „nen, in welchen Stand uns auch das
 „Schicksal gesetzt haben mag, und diese bitte
 „ich einiger Aufmerksamkeit zu würdigen.

„Die erste Regel ist, daß Sie sich nie
 „von der Ehrfurcht entfernen, die Sie für
 „gute Sitten und Rechtschaffenheit zu haben
 „scheinen; dieses auszuführen, seyn Sie
 „sorgfältig auf Ihrer Hut gegen die Ein-
 „drücke des Herzens und der Sinne, und
 „nehmen die äußerste Klugheit zu Hülfe.
 „Die andere Regel, deren unumgängliche
 „Nothwendigkeit Sie mit mir fühlen wer-
 „den, ist, daß sie, so viel möglich, allen
 „Umgang mit ihren Kamerädinnen und de-
 „ren Schmeichlern, Anbetern, u. s. w. zu
 „vermeiden suchen. Nichts ist ansteckender
 „und hinreißender als Schmeicheley, und die
 „Theaterlust . . . Sehen Sie um sich her,
 „und Sie werden bemerken, daß alle die, so
 „sie einathmen, ohne gegen deren gefährlic-
 „che Einflüsse verwahrt zu seyn, ein ver-
 „blühtes, welches Ansehen, und das ganze
 „Neu-

„Außerliche verschobener und zerrütteter
 „Maschinen haben.

„Dies sind die beyden allgemeinen Grund-
 „sätze, worauf ich Sie bitte Rücksicht zu
 „nehmen, was das Uebrige betrifft, so schei-
 „nen Sie mir Scharfsinn und Einsicht ge-
 „nug zu besitzen, um den in Ihrem Auf-
 „enthalt bey jedem Schritt sich ereignenden
 „Schwierigkeiten auszuweichen. Seyn Sie
 „übrigens von der Hochachtung versichert,
 „mit der ich bin

Ihr ergebenster Diener
 Rousseau.

XVI.

Apologie des Frauenzimmers und Lob-
 preisung des Ehestandes.

Eine Dame spazierte an dem Meerufer auf
 und ab, und schrieb gleichsam zum Zeitver-
 treib mit dem Finger in den Sand: lieber
 tod als veränderlich! Derjenige, für
 den diese Worte eigentlith geschrieben waren,
 kam

kam bald nachher dahin, und da er die Hand seiner Geliebten an den Zügen erkannte, war er von diesem Beweis ihrer Treue und Beständigkeit äußerst gerührt. Indem er noch da stand und diese Worte mit innigem Vergnügen betrachtete, kam eine Welle, bedeckte den Sand, und spülte die Worte weg. So lebhaft auch seine Leidenschaft war, so konnte er nicht umhin, hierüber in tiefes Nachdenken zu gerathen, und fand am Ende, daß es nicht klug wäre, auf die Reden eines Frauenzimmers zu bauen, die noch dazu in Sand geschrieben wären.

Diese Geschichte beweist, daß man die Frauenzimmer der Schwäche beschuldigt, und sie dieser Beschuldigung zufolge als unbeständig und flatterhaft verdammt. Aber wer sind die Ankläger? Mannspersonen, die in diesem Streit zugleich Kläger, Zeugen, und Richter vorstellen. — Die Frauenzimmer ihrer Seits behaupten, daß dies Urtheil ungerecht, und daß sie an die gesunde Vernunft appelliren könnten. Hier sind die Beweise dieser Appellation.

„Wo sind die Mannspersonen, die im Stande wären, den anhaltend dringenden Bitten und Schmeicheleyen der Frauenzimmer
 „mer

33mer zu widerstehen, wenn sie so sehr von
 33ihnen bestürmt würden, als wir denen der
 33Männer widerstehen, ohneachtet sie sich
 33der feinsten Kunstgriffe bedienen, um uns
 33zu überraschen? Wenn ein Mann verliebt
 33ist, hat er wohl so viel Kraft, seine Liebe
 33so sehr zu verbergen, wie wir, wenn wir
 33in demselben Fall sind, so sehr man sich
 33auch bemüht, uns das Geständniß davon
 33zu entreißen? Sieht man einen Mann zu
 33den Füßen eines Weibes, wie er in den
 33demüthigsten, bennah sklavischen Ausdrücken
 33um dasjenige bittet und seufzet, was sie
 33ihm im Kampf gegen sich selbst standhaft
 33verweigert, welcher von beyden Theilen ist
 33alsdann der Stärkere oder der Schwächere?
 33Welcher von beyden Theilen ist klüger und
 33vorsichtiger in der Liebe, der Mann, der
 33sich gemeiniglich von einem Gegenstand fes-
 33seln läßt, ohne ihn genau zu kennen, oder
 33das Weib, welches den Charakter und den
 33Geist des Liebhabers lange Zeit prüft, um
 33nicht unbesonnenerweise einen Beweis der
 33gegen ihn hegenden zärtlichen Neigung zu
 33wagen, und folglich ihn vorher zu kennen
 33sucht, bevor sie ihn liebt? Man wirft uns
 33war ein, wie wider stünden bloß

„aus Schaamhaftigkeit. Ist es
 „denn nicht rühmlich, die Hestigkeit seiner
 „Leidenschaften durch die Schaamhaftigkeit,
 „d. h. durch die Furcht vor Entehrung, zu
 „bezingen? Wie will man uns vorwerfen,
 „daß wir keinen Muth haben? Wie können
 „uns die Mannspersonen der Schwachheit
 „beschuldigen, sie, die weit entfernt von die-
 „ser Mäßigung der Begierden, uns mit eben
 „so viel Zudringlichkeit als Unüberlegtheit
 „ihre Liebe erklären, bevor sie noch wissen,
 „ob sie uns auch gefallen? Dies verräth ei-
 „ne Herzensschwäche, die um so feiger ist,
 „da sie von der ersten Bewegung der Liebe
 „überwunden wird; und eine Geisteschwä-
 „che, die um so beschämender ist, da sie im-
 „mer der Sklave des Herzens wird, dessen
 „Neigungen und Aufwallungen sie bezähmen
 „und regieren sollte. Eben diese beyden
 „Schwächen des Herzens und des Verstan-
 „des machen die Mannspersonen unbestän-
 „dig und veränderlich, indem sie dadurch je-
 „des neuen Eindrucks und jeder neuen Ver-
 „bindung fähig werden.“

Dies sind einige der vornehmsten Grün-
 de, so die Frauenzimmer zu ihrer Vertheidi-
 gung anführen. Sie zu beantworten, müste

man

man erst untersuchen, in wiefern die Vorwürfe, die sie dem männlichen Geschlecht machen, gegründet sind. Es bleibt folglich eine unentschiedene Frage, die aber jeder, der die Welt und den Gang der Menschen zu beobachten sich bemühet, leicht selbst beantworten können wird.

Man kann diese vorstehende Apologie des weiblichen Geschlechts nicht besser kommentiren, als durch nachstehende Erzählung.

In der italiänischen Stadt Prato verfaßte man einmals ein eben so ungerechtes als grausames Gesetz, wodurch jedes Weib, so im Ehebruch ertappt würde, ohne weiteres Verhör zum Feuer verdammt wurde. Nicht lange hernach wurde eine der vornehmsten und schönsten Damen der Stadt, Madame Altieri, von ihrem Gemahl in den Armen eines jungen Edelmanns überrascht, den sie mit der größten Zärtlichkeit liebte. Der Mann, der als ein Italiäner äußerst eifersüchtig und rachgierig war, konnte kaum sich enthalten, sie beyde auf der Stelle zu ermorden, und würde es gethan haben, wenn er nicht den Edelmann für einen solchen kannte, bey dem er wenigstens eben so viel Gefahr laufen würde, es zu versuchen. Er hielt

also den ersten Ausbruch seines Zorns zurück, tröstete sich mit der Strenge des Gesetzes, und ließ seine Frau vor den Richterstuhl laden.

Die Dame hatte Muth genug sich zu stellen, fest entschlossen, lieber mit dem Geständniß der Wahrheit zu sterben, als ein elendes Leben in der Verweisung von allem, was ihr lieb war, zu führen; überdies fühlte sie es unmöglich, die heftige Leidenschaft für ihren Geliebten zu verbergen. Sie erschien also in Begleitung ihrer Verwandten und Freunde vor dem Richter, und erstere suchten sie noch unterwegs zu bereden, die ganze Sache zu läugnen. Aber sie trat mit standhaftem Muth vor den Richterstuhl, und beantwortete mit vieler Gelassenheit die ihr vorgelegten Fragen.

„Es ist wahr,“ sagte sie, daß mich mein Gemahl in den Armen eines jungen Menschen angetroffen hat, den ich über alles liebe; auch ist mir die Strenge des Gesetzes gegen die Weiber nicht unbekannt. Allein ihr müßt doch eingestehen, daß jedes Gesetz, um gerecht und billig zu seyn, allgemein mit der Zustimmung derjenigen, die es betrifft, muß abgefaßt werden. Das
mich

mich betreffende Gesetz hat indessen diese
 Bedingung ganz und gar nicht, indem es
 die Weiber, die ihren Männern untreu
 werden, zum grausamsten Tod verdammt,
 die Männer hingegen, die ihren Weibern
 untreu sind, ohne alle Strafe durchgehen
 läßt. Der Ehestand ist ein Vertrag, des-
 sen Bedingungen gegenseitig verbindlich
 sind; eure Weiber sind eure Gesellschafte-
 rinnen, und ihr behandelst sie wie eure
 Sklaven, indem ihr ihnen ohne ihre Zus-
 timmung Gesetze vorschreibt, ohne ihre
 Einwürfe anhören zu wollen. Hättet ihr
 sie vor Abfassung dieses unmenschlichen Ge-
 setzes angehört, so würden sie euch vorge-
 stellt haben, daß es Tyranny ist, sie zur
 Enthaltbarkeit eines Vergnügens zwingen
 zu wollen, das sich die Männer ohne alles
 Bedenken und bey jeder Gelegenheit erlau-
 ben, ob sie gleich desselben nicht so bedürf-
 tig sind, wie wir. Was hab' ich aber im
 Grunde meinem Mann für ein Unrecht zu-
 gefügt? Hier steht er, er mag also selbst
 antworten, und sagen, ob ich mich jemals
 geweigert habe, sein Vergnügen zu beför-
 dern, und ob er seiner Seits jederzeit
 mein Verlangen gestillt hat? Und doch hat

„er, trotz dieser ungleichen Begegnung, sezt
 „die Dreistigkeit, mich deswegen anzuklas-
 „gen, daß ich etwas benutze, was ihm über-
 „flüssig ist.“

Diese Rede bewog die ganze Versamm-
 lung zum Lachen, alles schrie, daß Madame
 Altieri Recht habe, und daß sie verdiene
 freigesprochen zu werden. Der Nachdruck
 der vorgebrachten Gründe, von ihrer Schön-
 heit und ihrem Muth unterstützt, brachte
 auch die Richter auf ihre Seite, so daß, nach-
 dem sie ihre eignen und die Rechte ihres
 Geschlechts vertheidigt hatte, sie nicht nur
 losgesprochen wurde, sondern auch die gänz-
 liche Abschaffung des Gesetzes bewirkte.
 Wahrscheinlich schreibt sich die jetzt über dies-
 sen Punkt herrschende Ungestraftheit und
 Gleichgültigkeit der Gesetze von diesem Zeit-
 punkt her.

Da wir nun der natürlichen Ordnung ge-
 mäß von dem weiblichen Geschlecht zum Ehe-
 stand übergegangen sind, so wird uns wohl
 niemand verargen, wenn wir auch ein paar
 Worte über den Werth oder Unwerth dieser
 Verbindung aus dem Munde der besten
 Schriftsteller sammeln, und hier anführen.
 Sollte diese Schilderung indessen nicht so
 günstig

günstig ausfallen, wie vorstehende Apologie, so mag jeder nach seiner eignen Erfahrung darüber urtheilen. Vielleicht wird man sich nach reiflicher Ueberlegung selbst eingestehen, daß eine Sache, wovon nicht viel Gutes und Erhebliches zu sagen ist, das Gute entweder sehr verborgen, oder in sehr geringer Menge enthalten müsse. Wir beginnen also,

Jemand rietb seinem Freund, er solle seinen Sohn noch nicht heurathen lassen, sondern warten, bis er klüger würde. Du irrst dich gewaltig, erwiederte der letztere, denn wenn ich erst warte, bis mein Sohn klug ist, so wird er nie heurathen. Der Mann beschuldigte sich also selbst einer begangenen Thorheit. — Seltsam genug ist es, daß man mit diesem Stand immer so unzufrieden ist, um ihn jedem andern abzurathen. Wie sehr und viel ist nicht über den Ehestand deklamirt worden!

„Heurathe nicht, ruft der eine, denn deine Frau ist entweder schön, oder häßlich; ist sie schön, so macht sie dir vor lauter Unruhe, sie zu bewachen, Kopfschmerzen. Denn was schön ist, betrachtet man gerne, was man gerne betrachtet, wünscht man zu besitzen, was man zu besitzen wünscht, sucht

„man zu erhalten, und was man zu erhalten sich sehr bemüht, wird endlich gefunden. Ist sie hingegen häßlich, so wird sie dir zum Ekel, denn du wirst sie nicht immer lieben können.

„Heurathe nicht! ruft der andere, denn deine Frau wird entweder alt oder jung seyn. Ist sie alt, wie unangenehm und ekelhaft! wer wird gerne das Vorbild des Todes vor Augen haben? Wie viel Kampf, um sie zu ertragen! Ist sie jung, wie gefährlich ist dann ihre Einfalt, ihre Unersahrenheit! wie unangenehm ihre kindische Munterkeit! welche Mühe, sie zu Hause zu halten! und wie wenig wird sie verstehen, deine Wirthschaft zu führen!

„Heurathe ja nicht! ruft der dritte, denn deine Frau ist entweder klug und verständig, oder dumm und läppisch. Ist sie das erstere, so wird sie ihren Verstand geltend zu machen wissen; ist sie das letztere, welche Schande für dich, und welche Spottreden wirst du anhören müssen!

„Ach heurathe nicht! ruft der vierte, denn deine Frau wird entweder von Adel oder bürgerlich, entweder gelehrt oder unwissend, reich oder arm seyn. Ist sie von Adel,
 „mit

„mit welchem Stolz hast du nicht zu käm-
 „pfen! Ist sie es nicht, und du bist es, welch
 „ein erniedrigender Vorwurf für deine Nach-
 „kommenschaft! Ist sie gelehrt, wie klein
 „wirft du in ihren Augen erscheinen! Ist sie
 „unwissend und dabey so schön, wie ein En-
 „gel, so wird das Sprüchwort eintreffen:
 „Schöner Körper ohne Verstand, schö-
 „ne Laterne ohne Licht. Ist sie reich, so
 „verkaufst du ihr deine Freyheit, und alle
 „Rechte, die du über sie haben sollst; ist sie
 „arm, desto schlimmer wird es um dein
 „Haus stehen.

„Mit einem Wort, es giebt tausend der-
 „gleichen Gründe gegen den Ehestand, wel-
 „che alle zu beweisen suchen, daß man ihr
 „als die größte Hinderniß des Glücks und
 „der Ruhe des Geistes fliehen müsse. Auch
 „der Wiß hat diesen Stand nicht mit seinen
 „Pfeilen verschont. Man sagt z. B. daß
 „eine Frau und ein Kalender höchstens
 „nur für ein Jahr taugen; daß ein Spa-
 „nier, welcher während eines Sturms
 „auf der See angegangen wurde, das
 „schwerste, was er hätte, über Bord zu
 „werfen, seine Frau in die See werfen
 „wollte, weil, wie er sagte, dies seine
 „schwer-

„schwerste Last wäre; daß, um einen
 „Mann, der zwey Weiber geheurathet
 „hatte, recht exemplarisch zu bestrafen,
 „man ihm auferlegt hätte, mit beyden
 „fort zu leben. Endlich, daß Gott den
 „Adam in einen tiefen Schlaf fallen ließ,
 „bevor er ihm ein Weib gab, nicht nur
 „um uns dadurch anzuzeigen, daß wir
 „unsern bloßen Augen, als einem sehr
 „schlechten Rathgeber, hierinn nicht
 „trauen sollen, sondern auch um uns zu
 „belehren, daß sich kein Mensch verheurathen würde, wenn jeder hellsehend genug wäre, um alle Uebel vorauszu sehen, die der Ehestand in der Folge mit sich führt.“

„Allen diesen Gründen und Maximen giebt man Beyfall, und heurathet dem ohnerachtet. Aristoteles nannte das Weib ein Ungeheuer in der Natur, und heurathete am Ende eine Beyschläferin des Herminias. —

XVII.

Die vergebliche Auferstehung.

Unter allen sinnreichen Erfindungen, um der Bezahlung seiner Schulden überhoben zu seyn, verdient nachfolgende als ein Muster, obgleich nicht zur Nachahmung, angeführt zu werden. Ein sonst reicher Kaufmann in einer deutschen Stadt hatte das Unglück, sich bey einigen Spekulationen zu verrechnen, und sah sich in der Nothwendigkeit, sich bankrott zu erklären. Mitten in der Verzweiflung über die traurige Lage, in der er sich befand, besaß er doch noch Gegenwart des Geistes genug, um auf Mittel zu denken, seine Gläubiger zu befriedigen, ohne ihnen etwas zu geben. Die Flucht schien ihn nicht hinreichend gegen ihre Verfolgungen zu schützen, der Tod allein konnte ihn mit einemmal aus der Verlegenheit reißen, aber dazu gehört ein gewisser Grad von Muth, von dem er sehr weit entfernt war. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß er, dem Scheitern nach zu sterben. Er gewann einen Todtengraber, der ihm heimlich einen Leichnam gerade zu einer Zeit verschaffte, wo seine Frau

und Kinder nebst dem Bedienten zu einem Besuch auswärts waren. Er legte den Leichnam in sein Bett, und entstellte ihn durch einen Windbüchschenschuß so, daß man glauben konnte, er selbst hätte sich mit der mit Fleiß hingelegeten Pistole erschossen. Nachdem alles dieses gehörig veranstaltet war, nahm er alle sein baares Geld zu sich, schloß die Thüre seines Zimmers zu, gieng ungesehen zum Haus hinaus, nahm unter einem fremden Namen Postpferde, und eilte nach England.

Man stelle sich den Schmerz vor, den die Frau empfinden mußte, als sie nach Haus kam, und ihren Mann in dem entsetzlichsten Zustand todt vor sich liegen zu sehen glaubte. Da niemand außer ihm zu Haus geblieben war, so zweifelte man auch gar nicht, daß er sich selbst das Leben genommen hätte. Die Polizey wurde herbeygerufen, und gleichfalls durch den Schein hintergangen; doch drückte man aus Achtung für die Familie ein Auge über die That zu, und der Leichnam wurde den andern Tag in der Stille begraben, in der Meinung, es sey derjenige des geflüchteten Kaufmanns. Die Kreditoren wachten nun auf, und griffen nach dem, was noch

vorhanden war, die Dame aber machte ihre Rechte und Freyheiten geltend, verlangte ihr Eingebrahtes u. s. w. Die Gesetze, welche in Rücksicht des schönen Geschlechts immer schonend sind, bewilligten ihr alles, und die Kreditoren erhielten einen Drittheil für das Ganze, und schätzten sich dabey noch glücklich, so daß alle Parthien zufrieden waren.

Am besten unter allen kam die Dame weg, denn außerdem, daß sie ihr Vermögen rettete, begegnete ihr noch ein Glück, worauf sie sich nie Hoffnung machen konnte. Sie war noch jung und ziemlich reizend, und diese beyden kostbaren Eigenschaften verschafften ihr manchen Tröster in ihrem Wittwenstand, worunter sich ein Finanzverwalter befand, der nicht weniger als dreyßig tausend Thaler Einkünfte hatte, und so sehr von ihr bezaubert ward, daß er ihr nebst seiner Hand sein ganzes Vermögen anbot. Das Anerbieten war zu redlich, um abgelehnt zu werden, und beyde verheuratheten sich bald nachher. Selbst der Besitz schien ihren Gemahl nur noch mehr zu fesseln, und sie genossen in ihrem Ehestand ein seltenes, von keiner Unzufriedenheit getrübtet Glück.

Zehn Jahre waren auf solche Art mit der Schnelligkeit eines Tags verstrichen, als eines Morgens, als die Dame an der Toilette saß, man einen Unbekannten bey ihr anmeldete, der sie zu sprechen wünschte. Es war ihr erster Mann, der in Hofnung, daß ihn seine Gläubiger längst würden vergessen haben, ohne Gefahr glaubte wieder aufers- stehen zu können. Als er in das Zimmer getreten war, so bat er, daß die Kammerjungfer mögte weggeschickt werden, und gab sich nachher zu erkennen. Die Dame erinnerte sich seiner gar nicht, oder wollte ihn nicht erkennen. Er gerieth dadurch in Hitze, und fieng an sie mit Vorwürfen über ihre Gleichgültigkeit zu überhäufen. Sie antwortete ihm, „er hätte, wenn er auch wirklich „ihr voriger Gemahl wäre, Unrecht, sich zu „beklagen, indem die Art, wie er sie verlas- „sen habe, sie hinlänglich rechtfertigte; er „hätte sie nicht nur heimlich verlassen, ohne „sich zu bekümmern, was aus ihr und ihren „beyden Kindern werden würde, sondern sie „seit zehn Jahren nicht einer einzigen Zeile „gewürdigt. Würde es, setzte sie hinzu, „nach einer solchen Begegnung wohl vernünf- „tig seyn, einen Mann zu verlassen, der mich „mit

„mit allen Wohlthaten überhäuft hat, und
 „noch überhäuft, um denjenigen vorzuziehen,
 „der mich ins Elend gestürzt hat?“

Der vorgeblich Verstorbene, der alle seine
 Vorstellungen vergebens sah, beschloß, das
 jenige mit Gewalt zu erhalten, was man ihm
 mit Recht verweigerte. Er war so dreist, zu
 einem der ersten Herrn der Stadt zu gehen,
 erzählte ihm seine Geschichte, und bat um
 guten Rath, wie er sich verhalten sollte. Aber
 der gute Rath fiel zu seinem Erstaunen da-
 hin aus, daß er aufs schleunigste die Stadt
 verlassen und hingehen sollte, wo er hergekome-
 nen wäre, wenn er nicht Gefahr laufen wolle,
 eingezogen und als ein Betrüger bestraft zu
 werden. Er ließ sich dies nicht zweymal sa-
 gen, und eilte wieder nach England zurück.
 Seit der Zeit hat man nie wieder etwas von
 ihm gehört, und Madame N** lebt mit
 ihrem Gemahl in der größten Einigkeit, der
 sich nicht damit begnügte, ihr täglich neue
 Beweise seiner Gefälligkeit zu geben, sondern
 auch die beyden Kinder des verstorbenen und
 wieder erweckten Kaufmanns wie seine eig-
 nen erzog.

Aber für ein solches Beyspiel einer glück-
 lichen Ehe finden sich tausend andere, wo
 Eifers

Eifersucht, Leichtsinm, Verschwendung und Ausschweifung beyde Theile einander unerktriglich, und das Ehestandsleben zur Hölle machen. Die galanten Damen, die mit ihren Reizen Bucher treiben, haben alsdann gewonnenes Spiel von Seiten der Herren, und die Glückritter von Seiten der Damen. Die Kunst der Koketten ist sehr weitläufig, und verlangt Uebung, denn außer den Vorzügen der Schönheit und der jugendlichen Reize, müssen sie verstehen, Leidenschaften geschickterweise zu erregen, hauptsächlich aber die Großmuth ihrer Liebhaber ins Feuer zu setzen. Zu dem Ende stellt man sich zärtlicher und uneigennütziger als jemals, und giebt heimliche Schulden vor, indem man dem Herrn unvermerkt eine Anweisung in die Hände spielt. Man läßt zuweilen gleichsam wie von ohngefähr einen Brief liegen, wo ein anderer die Hälfte mehr zur Unterhaltung anbietet; eine Mutter oder eine Tante übernimmt es, die Noth vorzustellen, in der man sich befindet; man bestellt Kaufleute mit Spitzen, Seidenwaaren, Galanteriesachen u. dergl. um die Stunde, wenn der Herr gegenwärtig, und weißt sie unter dem Vorwand, daß man kein Geld hätte, zum Schein

Schein ab. Mit einem Wort, eine Kofette hat mit einem Hofmann beynah einerley Kofele, beyde nehmen die Fehler oder die guten Eigenschaften dessen, der sie eben regiert, an. Hat er ein gutes Herz, so affectiren sie Wohlthätigkeit; ist er dem Trunk ergeben, so betrinkt man sich mit ihm, u. s. w. Zuweilen aber schlagen doch alle diese Kunstgriffe fehl, und verfehlen ihren Zweck. Unter vielen Beyspielen, die wir anführen könnten, heben wir nur eines heraus, welches vermittelst des Interesse, so die Hauptperson einflößt, den Beyfall des Lesers nicht verfehlen wird.

Ein Mann von ziemlichem Vermögen und einem sehr einträglichen Amt, unterhielt neben seiner jungen liebenswürdigen Frau eine Maitresse mit großem Aufwand. Seine Frau bemerkte, daß er sich nach und nach von seinem Haus entfernte, und gegen seine Kinder gleichgültig wurde. In dem Vertrauen auf seine Liebe, wußte sie anfänglich die Ursache davon nicht zu ergründen, bis sie auf den Gedanken kam, ihn beobachten zu lassen, und so erfuhr sie bald die Ursache ihres Unglücks. Statt ihn mit Vorwürfen zu plagen, ~~die~~ zu nichts gedient hätten, als
ihren

Ihren Kummer zu vermehren, beschloß sie, ihre Nebenbuhlerin insgeheim zu besuchen, um von ihrer Großmuth ihren Gemahl wieder zu erhalten.

„Madame, sagte sie, als sie allein war, ich bin die Frau des Herrn***, Ihres Geliebten. Da ich Sie mit so viel Reizen ausgeschmückt sehe, fühle ich mich geneigt, ihm seine Untreue zu verzeihen, da ich aber ohne ihn unmöglich glücklich leben kann, so komme ich hieher, um Sie um Beystand gegen sich selbst anzusehen. Der größte Reichthum meines Mannes besteht in einer sehr einträglichen Stelle, die ihm der Zufall jeden Augenblick rauben kann. Wenn dasjenige, was er ersparen könnte, außer dem Haus verschwendet wird, so haben seine Kinder einst nichts von ihm zu erwarten, und sehen einem traurigen Schicksal entgegen. Mit Ihren Reizen wird es Ihnen leicht seyn, einen weit reichern und vornehmeren Herrn zu fesseln, als meinen Gemahl. Erweisen Sie mir demnach die Gunst, und machen mir die Freude, daß ich Ihnen die Rückkehr eines geliebten Satten zu verdanken habe; eine ganze redliche Familie wird Ihnen alsdann ihr Glück

„verdanken, und sich stets Ihrer Großmuth
 „mit Erkenntlichkeit erinnern.“ Welche Ant-
 wort glaubt man wohl, daß die Maitresse
 auf diese Bitte ertheilte? Kaum wird man
 es glauben, wenn man folgendes liest. Sie
 antwortete in einem kalt scherzenden Ton —
 „Madame haben Reize genug, um das Herz
 „Ihres Gemahls zu fesseln, da aber das
 „Schicksal nun einmal eine gewisse Eifersucht
 „zwischen uns beyde gebracht hat, so kann
 „ich Herrn * * * die Freyheit nicht rauben,
 „seinem Geschmack zu folgen.“ —

Die Dame gieng von Schmerz tief ge-
 beugt weg, heimlich erröthend über den ver-
 geblichen Schritt, den sie gethan, verschwieg
 sie ihr ihrem Mann, aus Furcht, ihn ver-
 drüsslich zu machen, und noch mehr von sich
 zu entfernen. Die Maitresse aber hatte die
 Unverschämtheit, ihm selbst die ganze Sache
 in einem spöttischen Ton zu hinterbringen.
 Dieser unverzeihliche niedrige Spott öfnete
 ihm mit einemmal die Augen über ihren wah-
 ren Charakter. Von dem Tage an verließ er
 eine eben so gefühl- als gewissenlose Geliebte,
 und kehrte wieder mit der ehemaligen Zärt-
 lichkeit zu seiner Gattin zurück.

XVIII.

P o i n s i n e t.

Der Dichter P o i n s i n e t, von dem wir verschiedene Theaterstücke und einige andere Schriften haben, ist weniger durch seine Talente, als durch seinen leichtgläubigen, veränderlichen und gleichsam abenteuerlichen Charakter bekannt worden. Wir wollen einige Züge aus dessen Leben hier beybringen, woraus man ersehen wird, wie leicht es gewissen wichtig seyn wollenden Leuten ist, einen freymüthigen zutraulichen Charakter zu hintergehen und zu misbrauchen.

P o i n s i n e t befand sich eines Abends bey einer derjenigen Kreaturen, die vermöge ihrer Schönheit und Gefälligkeit, auf Unkosten ihrer reichen thörichten Anbeter, eine große Rolle spielen. Man kam, um ihm zu sagen, daß der Liebhaber der Dame ihn unten vor dem Haus mit dem Degen in der Hand erwarte, und daß er sich mit ihm schlagen müsse. Zugleich rieth man ihm, den Ort je eher je lieber zu verlassen, und den bloßen Degen zur Vorsorge in der Hand zu halten, und versprach ihn zu begleiten. Der

Dichter

Dichter befolgte diesen Rath, und indem er eine dunkle Treppe herunter gieng, stieß er mit seinem Degen links und rechts um sich, um zu fühlen, wer da wäre; er fühlte einigen Widerstand, verdoppelte seine Stöße, und hörte etwas mit großem Geräusch niederfallen. Es war ein Strohmänn, den andere unten an die Treppe gesetzt hatten! Rette dich, lauf was du kannst, schrieen ihm seine Freunde oben auf der Treppe nach, du hast den Ritter von *** erstochen! Man stellte sich seinen Schrecken vor, den er bey diesen Worten empfand, er flog mehr als er lief, und man rief ihm noch noch immer hinter drein, um sein Schrecken zu vermehren. Er kam nach Haus, und man rieth ihm, zwey bis drey Tage eingesperrt zu bleiben, nach deren Verlauf man ihm sagte, es wäre kein anderes Rettungsmittel für ihn, als sich nach dem Hospital von Saint Lazare zu flüchten, und sich dort zu verbergen. Er willigte in alles, was man von ihm verlangte, ließ sich die Haare abschneiden, eine ungeheure Stutzperücke aufsetzen, und zog einen schwarzen Rock an, der ihm bis über die Waden reichte. In diesem Aufzug führte man ihn erst in die Komödie, und von da

nach Saint Lazare, wo einer von denen, die ihr Spiel mit ihm hatten, ihn als seinen Sohn vorstellte. Er blieb lange daselbst eingesperrt, bis man ihm rieth, sich einem der ersten Prinzen zu Füßen zu werfen, und um Schutz zu bitten. Er that es, der Prinz war unwillig, daß man den Spaß so weit getrieben hatte, und verließ ihn mit der Versicherung seines Schutzes von sich. *Poin-
sinet*, der noch immer glaubte, einen Mord begangen zu haben, verstaunte ein paar Tage nachher nicht wenig, als er den Ritter ***, den er erstochen zu haben glaubte, auf einem öffentlichen Spaziergang antraf.

Ein anderer, der sich gern eine Lust mit ihm machen wollte, überredete ihn, daß er ihm die Stelle eines Prinzenhofmeisters bey einem deutschen Fürsten verschaffen könnte, daß aber die katholische Religion, zu der er sich bekennte, die einzige Schwierigkeit bey der Sache wäre. Um alles noch wahrscheinlicher zu machen, zeigte man ihm Briefe vor, die Se. Durchlaucht sollten geschrieben haben. *Poin-
sinet*, der so, wie die mehresten Gelehrten, eben nicht im Ueberfluß lebte, besaß zu wenig Philosophie, um sich mit

seinem Schicksal zu begnügen, und wünschte daher herzlich die Stelle zu erhalten, mit der man ihm schmeichelte. Da man seine Neigung bemerkte, so gab man ihm den Rath, seine Religion zu verändern, und trieb den Spas so weit, daß man ihn einen Aufsatz unterschreiben ließ, worinn er der Religion seiner Väter entsagte. Diese höchst unvorsichtige Schrift kam durch die Bosheit derjenigen, die sie ihm diktirt hatten, ins Publikum, und fiel dem damaligen Polizeylieutenant in die Hände. Er ließ sogleich den Voinsinet zu sich rufen, und nachdem er die Sache untersucht, entließ er ihn diesmal mit einem derben Wischer. Die Urheber dieses unüberlegten Stückchens aber ließ er aussuchen, und sie konnten nur durch vieles Vorbitten der strengen Bestrafung entgehen, die er ihnen für ihren Wiß zugebracht hatte.

Einer, den Voinsinet für seinen besten Freund hielt, sprach einst in seiner Gegenwart mit großer Zuversicht von der Kunst sich unsichtbar zu machen. Der Dichter nahm die Sache anfangs als Spas auf, allein man erbot sich, ihm die Möglichkeit noch denselben Abend zu beweisen. Natürlich war al-

teß dazu abgeredet, und man erwartete ihn in einem Haus zum Abendessen. Er gieng also mit dem, der ihn unsichtbar machen sollte, dahin. Die Gäste und der Wirth des Hauses, die darauf vorbereitet waren, thaten, als wenn sie den Dichter nicht sähen, frugen, wo er bliebe, und fiengen an auf ihn zu schimpfen, um ihn noch mehr zu überzeugen, daß man ihn abwesend glaubte. Entzückt über die nachtheiligen Reden, die man in Ansehung seiner Person führte, wollte er sich noch besser von seiner Unsichtbarkeit überzeugen, und stahl einige Hünerflügel und andere Speisen von den Tellern weg. Auch nahm er ein Glas Wasser mit an, das man ihm ins Gesicht schmiß, um ihn noch fester zu überzeugen, daß er wirklich unsichtbar wäre.

Unter allen Stückchen, die man mit ihm spielte, war doch folgendes das schlimmste, indem es auf Unkosten seines Körpers gieng. Einer seiner Bekannten gieng zu einem Zahnarzt, zu einer Stunde, wo er wußte, daß er ausgegangen war, und sagte zu dessen Frau, indem er den Backen hielt, und viel zu leiden schien: „Ich leide an den entsetzlichsten Zahnschmerzen, und sehe wohl, daß ich mit
den

„den Zahn muß ausreißen lassen, um Ruhe
 „zu erhalten, so ungern ich es auch thue.
 „Sobald Ihr Mann wieder nach Haus
 „kómmt, sagen Sie ihm, daß er sogleich zu
 „mir eilt. Ich heiße P o i n s i n e t, und
 „wohne in der Straße Beaurepaire — Sa-
 „gen Sie ihm aber zugleich, daß ich mich
 „vor seiner Kunst entsetzlich fürchte, daß er
 „daher thun möge, als wenn er mich bloß
 „besuchen wollte, und sein Amt verrichte,
 „daß ich es so viel möglich nicht inne werde,
 „denn einen Augenblick nachher mögte mich
 „mein Entschluß gereuen, so unerträgliche
 „Schmerzen ich auch habe. Ach! Ach! —
 „es ist der zweyte Backenzahn auf der lin-
 „ken Seite Adieu, Madame, ich eile,
 „um mich zu Haus einzuschließen.“ — Die
 Frau hatte mit den vorgeblichen Schmerzen
 Mitleid, und unterrichtete ihren Mann sorg-
 fältig, wie er es anzufangen hätte. Er lief
 sogleich nach der Wohnung des P o i n s i n e t,
 der ihn als einen wohlgekleideten Mann sehr
 höflich empfing. Der Zahnarzt lenkte die
 Unterredung auf die Gesundheit des Dichters,
 und dieser antwortete, er befände sich voll-
 kommen wohl und munter. „Gut, dachte
 „der Zahnarzt, das ist die Furcht vor dem

„Instrument, die aus ihm spricht.“ — Hier auf lenkte er unvermerkt die Rede auf Poinsinet's Zähne, lobte deren Schönheit und Weiße, und bat um Erlaubniß, sie näher zu betrachten. Wirklich fand er einen angefressenen Zahn auf der linken Seite, und mit einem Ruck war der Zahn in dem Pelikan, den er in der Hand versteckt hielt. Poinsinet sprang wie ein wüthender Mensch vom Stuhl auf, und tobte und lärmte in dem Zimmer herum — Der Zahnarzt suchte ihn zu trösten, indem er ihm den Zahn zeigte, und sagte, er wäre nun seine Schmerzen los — Aber alles war vergebens, Poinsinet sprang nach seinem Degen, und verfolgte den geschickten Zahnarzt bis in die Straße hinunter, der immerfort schrie: „Aber hier ist ja Ihr Zahn, hier ist er ja!“

Der arme Poinsinet war zum Unglück eben so verliebt als leichtgläubig, und dies zog ihm folgendes Stückchen zu. Er seufzte für eine schöne Dame, deren Mann oft ge- nöthigt war, die Nacht in Versailles zuzubringen. Eine Menge Sonnetten und Madrigale hatten sie längst von seiner Schwachheit überzeugt, und sie erwies ihm zuweilen die Gunst, ihn zu Tische zu bitten. Eines

Abends

Abends als er mit einer zahlreichen Gesellschaft da essen sollte, rief ihn kurz vor Tische die Kammerfrau, welche abgerichtet war, in ein anstoßendes Zimmer, und sagte ihm: „Madame ist sterblich in Sie verliebt, machen Sie sich Ihr Glück zu nuzen, ziehen Sie sich aus, und legen sich hier in ihr Bett, ich will sagen, Sie wären nach Haus gegangen, und niemand wird etwas argwöhnen.“ Nach diesen Worten öffnete sie eine Thüre, und zeigte ihm ein Bett in einem Alkoven stehen. Wer war geschwinder, sich auszuziehen, als unser Dichter! Kaum war er im Hemd, als er voller Entzücken auf das Bett sprang, das er für den Thron seines Vergnügens hielt. Aber . . . o unglücklicher Zufall! anstatt des Bettes fiel er gerade in eine mit Wasser angefüllte Badeswanne hinein, die nur mit einer Bettdecke und einem Kopfküssen bedeckt war. In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre des Speisesaals, und die ganze Gesellschaft beehrte ihn mit Komplimenten, die ihm tausendmal empfindlicher waren, als das unwillkommene Bad.

Poinset, der immer Abenteuer im Kopf hatte, gieng nachher nach Spanien,

wo er eine Zeitlang mit einer Truppe Komödianten herumzog, fand aber endlich, man weiß nicht ob durch Zufall, oder durch eignen Vorsatz, in Guadalquivir seinen Tod.

XIX.

Sinnreiche Anschläge gegen die Ehre der Ehemänner und der Damen.

Der Herzog von U*** war in die lebenswürdige Gemahlin des Hofraths D** außerst verliebt, und obgleich beyde Theile mit einander einverstanden waren, so war doch wegen der übertriebenen Eifersucht des Herrn Gemahls jede Zusammenkunft gleichsam unmöglich. Die Eifersucht ist in Deutschland so gut, wie in Italien und Spanien zu Haus, nur an den Höfen und in großen Städten ist sie seltner. Der Herzog versuchte alle Mittel, gewann den Thürsteher des Hauses, die Kammerfrauen, schlich des Nachts um die Festung herum, in die er sich gerne unvermerkt einzuschleichen wünschte,

und

und verlor weder Muth noch Geduld. Auf einem solchen nächtlichen Spaziergang erblickte er einen Anschlagzettel, woraus er ersah, daß das nächst anstehende Haus zu vermieten wäre, worinn ein Zimmer war, welches dicht an das Schlafzimmer seiner Geliebten anstieß. Ohne eine Minute zu verlieren, ließ er sogleich das Haus unter einem andern Namen miethen, und ein geschickter und verschwiegener Schloßer verfertigte ihm eines der neumodischen und so sehr beliebten drehbaren Ramine von Eisenblech, vermittelst dessen er zu dem Gegenstand seiner Neigung kommen konnte.

Von nun an schloß sich Madame D *** täglich verschiedene Stunden hinter einander ein, um die Gesellschaft ihres Geliebten zu genießen. Man glaubte, sie wäre mit ^{ihm} sehr beschäftigt, und der Herr Gemahl war äußerst erfreut, zu sehen, daß seine Frau den Zerstreungen und Lustbarkeiten der Stadt entsagte, um sich ganz der Philosophie zu widmen.

Eines Abends als er bey seiner gelehrten Frau saß, und ihr seine Freude darüber bezeugte, daß sie an dem stillen eingezogenen Leben Geschmack fände, hörte er mit einemmal

mal ein großes Geräusch auf der Seite des Kamins. Noch mehr, das Kamin fieng zu seiner großen Bestürzung an sich heftig zu bewegen, und er gerieth darüber in ein solches Schrecken, daß er voller Angst ausrief, es giengen Gespenster in seinem Haus um, sich anfieng zu kreuzigen, und unter Anrufung aller Heiligen die Treppe hinunter zum Haus hinauslief. Die Dame, die der Gefahr entdeckt zu werden glücklich entgangen war, zog ihn über seine kindische Furcht auf, und suchte ihn zu bereden, daß er sich vor Nichts gesüchtet habe. Aber nichts war im Stand ihn zu beruhigen, er kaufte sogleich ein anderes Haus, und eilte das alte zu verlassen, wo die Gespenster zum Kamin herein kämen.

Diesmal betrog die Dame den Herrn, wie es nicht selten zu geschehen pflegt. Es fehlt jedoch nicht an Zügen, woraus man sieht, daß unser Geschlecht in dergleichen Intriguen nicht weniger bewandert ist, als das andere, nur sind dergleichen Stückchen dem Männergeschlecht um so weniger zu vergeben, als eine bloße kindische Eitelkeit oder Prahlerey der Beweggrund davon ist, und der Gegenstand mit blindem Zutrauen in die Falle geräth.

rath. Es ist ein bekannter Spruch, Weib! die in N a m e i s t S c h w a c h h e i t! und in diesen wenigen Worten ist alles enthalten, was zur Entschuldigung eines Frauenzimmers kann gesagt werden, die von Liebe oder Eitelkeit hingerissen, sich den süßen Reden eines listigen Mannes überläßt, der sie mit lachendem Muth der Beschimpfung bloß stellt, bloß um sich mit einem guten Stück mehr brüsten zu können.

Der Herzog von B***, einer der liebenswürdigsten Herrn des französischen Hofes, der mehr wegen seines Glücks beym Frauenzimmer in hohen und niedern Ständen, als wegen seiner übrigen Verdienste bekannt ist, reisete in Begleitung eines seiner Freunde nach seinem Landguth. Auf der ersten Station sah er bey dem Pferdewechseln, von dem Posthaus aus eine der schönsten und interessantesten weiblichen Figuren in die Kirche gehen. Ihr Anstand, und die Trauerkleider, die sie anhatte, schienen von eifriger Frömmigkeit und Buße zu zeugen. Der Herzog, der in solchen Fällen alles wagte, sagte, indem er sie erblickte, zu seinem Begleiter: „Ich werte hundert Louisd'or, daß ich diese so fromme und büßfertige Dame bin.“

„nen

„nen hier und einer Stunde gänzlich zu
 „meinem Willen bewege, ja noch mehr, ich
 „verspreche Ihnen, daß ich in dem Augen-
 „blick der Schäferstunde so viel Gewalt über
 „mich haben werde, den höchsten Punkt des
 „Glücks auszuschlagen. — Erwarteten Sie
 „mich hier im Posthaus, in einer Stunde
 „bring' ich Ihnen umständliche Nachricht
 „von allem, was vorgefallen ist, und will
 „Ihnen nicht das geringste verheelen.“

Der Marquis P** nahm diese sonderbare Wette an, deren Gewinnung ihm in dieser kurzen Zeit sehr unwahrscheinlich vorkam. Der Herzog sprang sogleich aus dem Posthaus heraus, lief nach der Kirche, und kniete neben der schönen Wittwe nieder. Das Nachlässige seines Reiseanzugs wurde durch sein gutes Ansehen und seine einnehmende Miene erhoben, außerdem verließ er sich eben sowohl auf seine große Erfahrung in Liebesintriguen, als auf die Kenntniß, die er von dem Herzen des andern Geschlechts besaß. Freylich war zu vermuthen, daß eine in der Stille der Provinz erzogene Dame einen ganz andern Ton erfordern würde, als denjenigen, den man bey den Damen der Hauptstadt und des Hofes anwenden muß,

der

der Erfolg wird jedoch lehren, daß es nur einen einzigen Ton giebt, der fähig ist, jedes Frauenzimmerherz zu fesseln, und, wenn man will — zu bethören.

Der Herzog wußte während dem Knien alle Vorzüge eines schönen Wuchses, eines feinen Fußes geltend zu machen, sein gefälliges Lächeln entdeckte der Dame eine Reihe der schönsten weisesten Zähne, und Lippen, die ganz zum Kuß gebildet zu seyn schienen. — Nicht lange dauerte es, als er schon bemerkte, daß man anfieng im Gebet zerstreut zu werden. Es sey nun aus Zerstreung, oder durch bloßes Ohngefähr — das Gebetbuch fiel der Dame aus der Hand. Eiligst hob es der Herzog auf, und überreichte es mit der freundlichsten Miene von der Welt — Diese zuvorkommende Gefälligkeit verdiente doch ein paar Worte Dank, und der Herzog erfuhr in ein paar still vor sich hingefagten Worten, daß die Dame seit einem Jahr Wittwe, und entschlossen wäre, sich nie wieder zu verheurathen.

Nach geendigter Messe bot der galante Herzog ihr seinen Arm an, und bat um Erlaubniß, sie bis nach Hause begleiten zu dürfen. Wie war es möglich, die Höflichkeit eines

eines so lebenswürdigen Herrn auszuschlagen? Sobald er allein mit ihr war, fieng er an, den leidenschaftlichsten Liebhaber zu spielen, gerieth vor Entzücken über ihre Reize außer sich, und schwur, daß der Zufall ihm auf einmal dieselbige Person zugeführt hätte, die allein fähig wäre, ihn auf immer zu fesseln, und daß die kleine Stadt D*** ihn künftighin Paris und Versailles würde vergessen machen.

Alle diese Reden schienen der schon etwas bewegten Dame nichts weiter als Höflichkeit. Sie fürchtete darneben, daß, wenn sie sich darüber beleidigt stellte, sie als eine Agnese vor einem Mann erscheinen mögte, dessen Rang sie nun erfahren hatte, und dem sie eine günstige Meinung von sich lassen wollte. Der Herzog wurde immer kühner und kühner, ohne daß sie es wagte, böse darüber zu scheinen, und als sie endlich zornig werden wollte, war's zu spät. „Himmel! was machen Sie,“ rief sie mit unterbrochener Stimme. „Mein liebster Herzog! ich bin verloren!“ „Und ich! Madame,“ rief er, indem er zur Thür hinaus eilte, „bin gerettet.“

XX.

Schreiben einer Dame von Bon ton an
ihre Freundin, nach dem Karneval,
nebst einem Gegenstück.

Nachstehender nur zu offenherzige Brief, ist durch einen unverschwiegenen Freund ins Publitum gekommen, wahrscheinlich in der Absicht, um uns einen Begriff von dem Leichtsinne der jetzigen Vornehmen und Vornehm seyn wollens der Damen zu geben, deren es jetzt in großen und kleinem Städten nur zu viel giebt. Manche schöne Dame möchte vielleicht erschrecken, und glauben ihren eignen Brief hier zu lesen, diesen können wir aber zum Trost sagen, daß hier von einer Französin die Rede ist, und daß der Brief unlängst erst im Journal de Paris bekannt gemacht worden.

„Wißt du, liebste Freundin, ein treffendes
„vollständiges Gemählde der Langeweile, der
„Ungeduld, und des Ueberdrusses personificirt
„haben, so schicke mir deinen Mahler, damit er
„mein Portrait mahlt. Ich sehe meinen Tod
„sicher voraus, wenn die Fastenzeit noch lange
„dauert. Erst gestern war Aschermittwoch, und

„schon wird mir die Zeit unerträglich lang! Es
 „ist auf jeden Fall ein schrecklicher Uebergang
 „von den größten Geräusch zu der tiefsten Stille,
 „le, die dem öden Schweigen des Grabes nicht
 „viel unähnlich seyn mag. Welch unerträgliches
 „Leben, sich mit der Nacht hinzulegen,
 „und schlafen zu müssen! — zwar haben mich
 „die Nachtwachen des Balls beynah ganz ab-
 „gezehrt, mein Magen und meine Brust sind
 „in dem elendesten Zustand, und doch bin ich
 „kränker vor Langerweile, als aus Ermattung.
 „Welche Leere überall wo ich hinsehe? diese
 „Ruhe wird mich noch tödten, und die rings um
 „mich herrschende Stille verursacht ein Kopf-
 „schmerzen. Wahrlich! der schnelle Uebergang
 „von dem Karneval zur Fasten ist unnatürlich.
 „Man sollte billig das Karneval nicht an allen
 „Orten zu derselben Zeit feyern, damit es in
 „einem Land anfienge, wenn es in dem andern
 „geendigt ist. Auf solche Art könnten wir an-
 „dern hübschen Weiber, gleich den Schwalben,
 „das Karneval von Land zu Land, und von
 „einem Himmelsstrich zum andern verfolgen,
 „so wie die Vögel den Frühling.

„Doch dies ist noch nicht mein größtes Un-
 „glück. Mein Mann hat meine Langweile
 „bemerkt, und nun urtheile, was er für ein
 Mit:

„Mittel ergreift, mich davon zu heilen! Er
 „scheint entschlossen zu seyn, mir immer auf dem
 „Hals zu sitzen, und mich nicht einen Augen-
 „blick zu verlassen — dergleichen Unglücksfälle
 „treffen wahrlich nur mich. — Willst du mir
 „das Leben fristen, so bitt ich dich um eine Ges-
 „sälligkeit, die ich von deiner Freundschaft sicher
 „erwarte. Mein Mann ist das beste Herz von
 „der Welt, du bist klug, und er hat Vertrauen
 „auf dich, hierauf baue ich noch meine Hoffnun-
 „gen. Ich bitte dich also, ihn kommen zu las-
 „sen, und ohne ihm zu verrathen, daß wir eins-
 „verstanden sind, wegen meinen Zustand mit
 „ihm zu sprechen. Such ihn doch vernünftiger
 „zu machen, und ihn zu überzeugen, daß wenn
 „man einmal gewohnt ist, vier und zwanzig
 „Stunden lang seinen Mann nicht zu sehen,
 „und ihn dann wieder ganze Tage an seiner
 „Seite haben soll, es von schlimmen Folgen
 „seyn könne. Wenigstens kann dies auf den
 „Kopf einer jungen Person dieselbe Wirkung
 „haben, die ein schneller Uebergang aus der Käl-
 „te in die Wärme auf die Gesundheit hervor-
 „bringt, wirklich ist ein so rauher unvermuthet-
 „ter Stoß, für eine so zarte Gesundheit wie
 „die meinige, gefährlich — Sag ihm also, daß
 „wenn uns doch einmal mehrere Stunden

„des Tages sehen müssen, so möge er mich we-
 „nigstens doch nur nach und nach daran gewöh-
 „nen. Heute z. B. könnte man sich eine Bier-
 „stunde sprechen, morgen einige Minuten
 „länger, und so immer weiter, damit man stus-
 „fenweis von Augenblicken zu ganzen Stunden
 „übergehe. Du siehst, ich verlange nichts
 „unbilliges, sondern bloß Schonung, und
 „meine einzige Hoffnung beruht noch auf dir
 „allein — Sey thätig für mich, und glücklich
 „in deiner Unterhandlung. Noch ein Wort:
 „gieb ihm zu verstehen, daß er mir meinen
 „Hang zu lärmenden Vergnügungen nicht mehr
 „vorwirft, ob er es bisher gleich mit der größten
 „Schonung gethan hat. Im Grunde ist er
 „wüthlich der beste Mann von der Welt, aber
 „suche ihm begreiflich zu machen, daß es doch
 „besser ist, seiner Frau von Ermattung und
 „Erschöpfung krank, als sie vor Langerweile
 „sterben zu sehen“ —

Wie glücklich muß sich nicht der gute
 Mann gefühlt haben, als die Freundin sei-
 ner Frau diesen Auftrag an ihn ausrichtete!
 Statt des Kommentars über den Charakter
 einer solchen Ehehälfte, wollen wir hier eine
 kurze Schilderung von einer Meisterhand
 her-

hersehen, worinne man den Geist eines Diderot nicht verkennen wird.

Seduire d'un Ami la Maitresse ou la
Femme,

eela passî le jeu, c'est une chose infame;
Mais pour ces Dames de Paris,
qui ne font guères plur fideles
à leurs Amans qu'à leurs Maris,
Bien fou qui s'en seroi scrupule;
Les avoir est ce qu'on leur doit:
Ce n'est qu'un Anneau qui circule,
et que chacun sa met au Doigt.

Um aber den Leser nicht mit solchen ungünstigen Begriffen gegen das andere Geschlecht einzunehmen, wollen wir einen Beweis eines bessern Herzens hierher setzen, worüber man vielleicht den obigen vergessen wird.

Herr von R***, der mit einer lebenswürdigen Gemahlin verheurathet war, wurde des Glücks der einen Liebe überdrüssig, und unterhielt neben ihr eine Maitresse so heimlich, daß es in ganz B** bekannt war. Frau von R** wandte sich anfänglich an seine Freunde, um ihn seine Verirrung zu Ge-

müthe zu führen. Allein die mehresten waren in einerley Fall mit ihm, und keiner wagte es, ihm einige Vorstellungen zu machen, die durch ihre eigne Lebensart wären widerlegt worden. Seine treue Gemahlin dachte indessen nicht daran, seine Begegnung zu erwiedern, und sich ihrer Seits schadlos zu halten, beklagte sich nicht einmal verlassen zu seyn, sondern sann auf Mittel dem Ungetreuen nach und nach entweder wieder zurückzubringen, oder ihn wenigstens zu beschämen. Während der Zeit fiel ihr durch die Unvorsichtigkeit eines Bedienten, ein Billet für ihren Mann in die Hände. Das zärtliche Briefchen schien von der feurigsten Liebe dictirt, und enthielt die letzten Seufzer einer sterbenden Tugend. Aber ohnerachtet der Sprache von Ehre, die darinne herrschte, schloß er sich mit einer Einladung auf denselben Abend — Was blieb nun der guten Dame, die mehr wußte, als sie wissen sollte, zu thun übrig? Sollte sie sich allen Eingebungen der Eifersucht und der beleidigten Liebe überlassen? den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit durch Ueberreichung des Villets ihrer Nebenbuhlerin selbst in die Arme führen? Gegen beydes empörte sich ihr Herz und ihr Verstand.

Ende

Endlich verfiel sie auf das beste Mittel unter allen. Sie erhob den Glanz ihrer natürlichen Reize, durch alles was die Kunst nur der Natur zuzusehen vermag. Niemals war sie verführerischer gewesen, und selbst das Auge ihres Gemahls ward dadurch entzückt. Ganz wider seiner Gewohnheit, bat er sich bey ihr aus, heute mit ihr allein zu Hause zu essen. Nach Tische bot er seiner angenehmen Gemahlin den Arm, und schien gleichsam erstaunt, sie so reizend zu finden. Der Anstrich der angenommenen Koketterie nebst dem Reiz der Neuheit, machte ihn dringend, er wurde zärtlich, kühn, und fühlte sich endlich so glücklich, als wenn es nie von ihm abgehangen hätte, es immer zu seyn.

Nachdem Hymen sich reichlich für den Raub gerächt, den ihm die Liebe zugedacht hatte, schien sich die reizende Gattin mit einermal des Billets zu erinnern, zog es hervor, und reichte es ihrem Mann mit dem bedeutendsten Lächeln, und mit den Worten hin: Gehen Sie jetzt, man erwartet Sie! Herr von R** warf die Augen auf den Zettel, zerriß ihn in Stücke, und fiel seiner Frau mit den Worten zu Füßen: Wo wäre wohl eine größere Glück:

seeligkeit für mich zu finden, als hier, wo ich sie ohne alle Reue genießen kann!

XXI.

Anweisung zur Kanzel: Beredsamkeit.

Um sich die Aufmerksamkeit der Zuhörer und einen zahlreichen Zuspruch zu erwerben pfliegten die Prediger des sechszehnten Jahrhunderts, sich in ihrem Vortrag, in ihren Ausdrücken und Wendungen ganz nach dem Pöbel zu richten. Das Evangelium wurde daher oft in einer so seltsamen Sprache gepredigt, daß man zuweilen nicht mehr wusste, ob man ein Märchen, oder sonst eine lustige Erzählung hörte. Die Prediger mischten nicht nur den pöbelhaftesten Witz, anflätige Anspielungen und dergleichen in ihren Vortrag, sondern verzierten ihn auch hin und wieder, um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, mit lateinischen Brocken, die dann so gut paßten wie die Faust aufs Auge.

Ein solcher Apostel, Namens *Bibautius* predigte einst am Fest der heiligen *Magdalena*, zuerst erhob er *Martha* als das Muster aller Frauenzimmer indem sie *rara Avis* in *Terris* gewesen, sich sehr mit der Hauswirthschaft abgegeben, überdies sehr fromm gewesen, und nie eine heilige Predigt versäumt hätte. Ihre Schwester *Magdalena* hingegen sey eine bloße Buhlschwester gewesen, hätte gern geschwaßt, getanzt, gespielt, und den lieben Gott den Tag abgestohlen. *Martha* habe dagegen alles angewandt, um sie zu gewinnen und zur Frömmigkeit anzuziehen, in dieser Absicht *Faciebat bonam Sociam*, d. h. sie machte alles mit, und schien an ihren weltlichen Vergnügungen Geschmack zu finden. Da sie wußte wie sehr ihr Herz an platten Worten, und einer hübschen Figur hing, so sagte sie ihr ein Langes und ein Breites von der Person und der Reden unsers Heilands vor, um sie nach dessen Unterhaltung lüstern zu machen. *Magdalena* wäre auch wirklich herbeygekommen, aber sehr spät, gleich den vornehmen Damen, die gerne bemerkt seyn wollen, sie hätte bey ihrer Ankunft viel Geräusch gemacht, die Stühle herungerückt, und sich den Red-

ner gerade gegen über in *souspectu Domini* gesetzt und s. w. Der Ueberrest der Predigt war mit Stellen aus Dichtern und Philosophen ausgeschmückt.

Eben so seltsam predigte der Augustiner Vater Antré zu Paris. Es war ein Mann von einem äußerst strengen exemplarischen Lebenswandel, der die Welt wenig oder gar nicht schätzte, folglich bemäntelte er auch die Wahrheit nicht im geringsten, sondern stellte sie immer ohne alle Verzierung und Hülle dar. Alle seine Ausdrücke waren äußerst naiv und natürlich, und er bediente sich der gemeinsten pöbelhaftesten Redensarten und Sprüchwörter. Einmals als die Königin Anna von Oesterreich in seine Predigt kam, rief er ihr statt des Kompliments von der Kanzel entgegen: „Seyn Sie hier willkommen, man wird aber um Ihrefwillen nichts besonders aufstischen, und so fuhr er in seiner Predigt fort, ohne wie es bey solchen Fällen gewöhnlich ist, den kurzen Inhalt des vorher gesagten zu wiederholen. Seine Vergleichen und Anspielungen waren immer von den gemeinsten niedrigsten Gegenständen hergenommen. Einmals verglich er die vier vornehmsten Lehrer der Katholischen Kirche

che mit den vier Karten-Königen. Der heilige Augustinus sagte er, ist der Coeur-König, wegen seiner Menschenfreundlichkeit; der heilige Ambrosius ist der Treffle-König, wegen seiner Beredsamkeit; der heilige Hieronymus ist der Pique-König, wegen seinem beißenden eingreifenden Styl; und der heilige Gregorius ist der Carreau-König, wegen seiner geringen Erhebung.

Ein anderer junger Prediger von sehr gutem Anstand, einer Donnerstimme, und vortreflicher Deklamation und Gestikulation, der immer sehr viele Zuhörer hatte, blieb einmals stecken, und vergaß gänzlich den Faden seiner Predigt. Was zu thun? herunterzu steigen würde für ihn eine zu große Schande gewesen seyn, und zu reden wußte er nichts. In dieser Angst entschloß er sich auf der Kanzel zu bleiben, und bloß von seiner Stimme und seinen Geberden Gebrauch zu machen, ohne was anders, als abgebrochene, unzusammenhängende Worte hervorzubringen. Er fieng also an: Wir wollen — dann kurz — dahingegen — Aber! — Also! — Lassen Sie uns — Meine Zuhörer — u. s. w.

Kein Prediger schien je mit solchem Eifer gepredigt zu haben, er schrie diese einzelnen Worte aus vollem Hals her, brachte Ausrufungen vor, schlug mit den Händen auf die Kanzel, stampfte mit den Füßen, daß alles unter ihm erzitterte, und das Gewölbe der Kirche von seinem Ton wiederhallte. Das ganze Auditorium beobachtete das tiefste Stillschweigen, jeder reckte den Kopf vor, und spitzte die Ohren, um das zu verstehen, was gar nicht zu verstehen war. Diejenigen, so nahe an der Kanzel saßen, sagten: Wir sitzen zu nahe, es ist nicht möglich etwas zu verstehen, und die, so entfernter waren, beklagten sich, daß sie wegen ihrer Entfernung eine so schöne Predigt verlieren müßten. Kurz, der geschickte Prediger hielt seine Zuhörer dreyviertel Stunden lang in der Aufmerksamkeit, und verließ seine Kanzel mit allgemeinem Beyfall. Jeder der Zuhörer nahm sich vor, künftig einen bessern Platz zu wählen, um eine so herrliche Predigt nicht abermals zu verjäumen.

XXII.

Ehrlichkeit und Betrug sind in allen
Ständen zu Haus.

Wir bestätigen diese Ueberschrift durch drey merkwürdige Beyspiele aus dem hohen und dem mittlern Stande, und fangen mit dem letztern an.

Zwey sehr gute Freunde reiseten in Geschäften nach B^{***}, als der eine unterwegs durch ein unvermuthetes Hinderniß einen Tag liegen bleiben mußte. Da er unterdessen seine Frau wegen seinem Ausbleiben beruhigen wollte, bat er seinen Freund, voran zu reisen, sie zu trösten, und gab ihm zweyhundert Thaler mit, die er ihr einstweilen überbringen sollte. Der treulose Freund richtete zwar den Auftrag aus, da er aber längst in diese Dame verliebt war, so beschloß er, sich dieses Gelds zu bedienen, um ihre eheliche Treue wankend zu machen. Um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, sagte er ihr gleich anfangs, daß ihr Mann erst den andern Tag ankommen würde, und daß sie also eine Nacht frey hätte. — „Wie glücklich würde ich mich schätzen, setzte er hinzu, wenn

„wenn Sie dieselbe der aufrichtigsten Liebe
 „schenken wollten; schon längst hat mich die
 „Ehrerbietung zurückgehalten, Ihnen meine
 „Neigung zu gestehen, allein sie ist zu hef-
 „tig, um sie länger zu verschweigen; meine
 „Liebe ist so uneigennützig, daß ich Ihnen
 „mein ganzes Vermögen gerne aufopfere.
 „Vielleicht wünschen Sie zuweilen ein schö-
 „nes modisches Kleid, einen Ring, oder sonst
 „was Neues zu besitzen, und entbehren das-
 „selbe, weil sie das Geld dazu fordern müs-
 „sen. Hier sind zweyhundert Thaler, die
 „ich Sie bitte anzunehmen, dadurch werden
 „Sie im Stand seyn, Ihre Reize durch
 „Puß zu erhöhen, ohne daß Sie nöthig ha-
 „ben, das Geld dazu aus Ihrer Hauswirth-
 „schaft zu nehmen.“ — Der Liebhaber war
 beredt, und der Anblick des Goldes gab sei-
 ner Ueberredungskunst einen gefährlichen
 Nachdruck. Kurz, die eitle B**dame wi-
 derstand so wenig, als manche andere, nahm
 das Geld mit einem freundlichen Lächeln,
 und der listige Liebhaber brachte die Nacht
 mit ihr zu.

Den Abend des folgenden Tags kam ihr
 Mann an, zufrieden, seine Frau über seine
 lange Abwesenheit vorläufig beruhigt zu ha-
 ben.

ben. Doch erstaunte er etwas, als seine Frau weder von dem Geld, noch dem Freund, der es überbringen sollte, etwas sagte. Endlich fieng er selbst davon an. Wie groß war nun das Erstaunen der Frau, als sie erfuhr, daß das Geld, welches sie so rechtmäßigerweise glaubte verdient zu haben, ihrem Mann zugehörte! Statt es ohne viel Reden herauszugeben, gestand sie ihm alles, was vorgegangen war. Was sollte er nun thun, seine Frau schlagen, und den treulosen Freund mit dem Degen in der Hand auffuchen? Keines von beyden war seine Sache, er klagte seinen Freund an, daß er ihm zweyhundert Thaler zu bezahlen schuldig wäre, indem er zwar so viel an seine Frau, jedoch nur mit dem Vorsatz, sie zu verführen, bezahlt hätte. Er gewann den Prozeß. —

Das andere Beyspiel ist aus dem höhern Stand genommen, und kaum wird man die dreiste Unverschämtheit begreifen, mit welcher einer der größten Herren eine Kleinigkeit abläugnete, am Ende aber überwiesen und beschämt zurückgeschickt wurde.

Der französische Herzog von A**, der vor einigen Jahren erst gestorben, war wegen seiner Verschwendung sehr oft in Geldsmangel,

mangel, obgleich seine Einkünfte hinreichend waren, ihn seiner Geburt und Stand gemäß zu erhalten. Mit seinem Thürsteher oder Schweizer unzufrieden, gab er ihm mit einemmal den Abschied, und da er außer Stand war, ihm seinen rückständigen Lohn zu bezahlen, so gab er ihm einen Wechsel von 500 Livres auf drey Monathe zahlbar. Der Schweizer, der dem Trunk sehr ergeben war, bemerkte eines Tags, daß er den Wechsel seines vorigen Herrn verloren hatte, und war so unbedachtsam, seinem Nachfolger bey einem Glas Wein diesen Verlust anzuvertrauen. Diese Nachricht kam bald zu den Ohren des Herzogs, und von Stund an hielt er sich nicht weiter verbunden, den Wechsel zu bezahlen. Nach Verlauf der drey Monathe erschien der Schweizer, klagte seine Noth, und setzte sein ganzes Vertrauen auf die Rechtschaffenheit Sr. Herzogl. Durchlaucht. Seine Durchlaucht waren aber so dreist zu behaupten, daß sie ihm nicht nur gar nichts schuldig wären, sondern auch nie einen solchen Wechsel geschrieben hätten. Dem Schweizer, dem man drohte, ihn zum Haus hinaus zu schleusen, blieb nichts weiter übrig, als fortzugehen, und seine Sache einem Advokaten vorzutragen.

zutragen. Die treuherzige Aufrichtigkeit, mit der er den Fall erzählte, ließ den Advokaten gar nicht an der Wahrheit der Sache zweifeln, so daß er sich entschloß, seine Sache gegen den vornehmen Schuldner zu übernehmen, ohne vorläufige Bezahlung zu verlangen. — Freylich, sagte der uneigennützigte Advokat, werden wir schwerlich unsern Prozeß gewinnen, allein wenigstens will ich das Vergnügen haben, einen großen Herrn eine Schuld abläugnen zu sehen, die er wirklich zu bezahlen schuldig ist. — Dies Vergnügen wurde ihm auch wirklich zu Theil, und in größerer Fülle, als er es erwartet hatte. Die Sache wurde vor den Richterstuhl gebracht, und der Herzog zum Eid vorgeladen. Den Tag zuvor, ehe er ihn vor dem Polizeylieutenant ablegen sollte, fand der Schweizer nach vielem vergeblichen Suchen seinen Wechsel wieder. Der Advokat, der die Sache führte, wollte sehen, wie weit es gieng, und empfahl ihm den Fund äußerst geheim zu halten, und diesmal war der Schwetzer verschwiegen, weil er sich wahrscheinlich diesen Tag nicht betrunken. Den folgenden Tag erschien der Herzog vor dem Polizeylieutenant, der ihm vorher noch vorstellte, welche Schande es für

d. Lustw. M ihn

ihn seyn würde, zu schwören, im Fall man fände, daß er falsch schwüre! . . . Ich beharre einmal auf meinem Entschlus, unterbrach ihn der Herzog, und will schwören . . . Nun dann, rief der Polizeylieutenant mit Verachtung aus, so schwören Sie . . . hier ist Ihr Wechsel! . . . Wie läßt sich die Beschämung Seiner Durchlaucht beschreiben! . . .

Um aber diesen Artikel nicht mit einem so wenig erbaulichen Beyspiel zu beschließen, wollen wir ein anderes, edleres, und aus demselben Stand gewähltes, eben so wahrhaftes hieher setzen, welches aus der Lebensgeschichte des Herrn von Chamillard, Minister Ludwigs des vierzehnten, genommen ist.

Als Herr von Chamillard noch Parlarmentrath war, mußte er wöchentlich dreymal nach Versailles, um mit dem König Billard zu spielen, welches Spiel er in der größten Vollkommenheit besaß. Diese öftern Reisen nahmen ihm sehr viel Zeit weg, ohne daß er deswegen die Parlarmentsitzungen versäumte, er führte eben so viele Prozesse, als andere, nur etwas langsamer. Einer seiner Klienten, der über den Verlust seines Prozesses untröstlich war, kam, um ihn mit

Bitten

Bitten und Klagen deswegen zu überhäufen, und drang unter andern auf eine Schrift, vermittelst welcher es unbegreiflich wäre, daß der Prozeß verloren gehen konnte. Er sprach so viel von dieser Schrift, und schilderte sie so genau, daß Chamillard sich erinnerte, keine solche unter den Akten gesehen zu haben. Der Klient schrie nun noch ärger über Nachlässigkeit, und behauptete steif und fest, sie wäre mit unter den Akten gewesen. Chamillard ließ sich also die noch vorhandenen Prozeßakten vorlegen, suchte sie alle genau durch, und fand die Schrift. — Nun war der Mann voll Verzweiflung, mit solchen Beweisen seinen Prozeß verloren zu haben, und erfüllte das Zimmer mit seinen Klagen, während daß Chamillard die Schrift ganz bedächtlich durchlas, und ihn bat, nur eine kleine Weile Geduld zu haben. Als er sie genau durchlesen, sagte er: „Sie haben Recht! die Schrift war mir nicht vorgekommen, und noch begreife ich nicht, wie sie mir entwischt ist; sie spricht ganz zu Ihrem Vortheil. Sie prozessiren wegen zwanzigtausend Livres, die Sie durch meine Schuld verloren haben. Es ist also meine Schuld.“

M 2

„digs

„digkeit, sie zu bezahlen. Kommen Sie
morgen wieder.“

Der Mann war über diese Rede so erstaunt, daß er es ihm zweymal wiederholen mußte, morgen wiederzukommen. Er kam erst den dritten Tag wieder, und Chamillard, der unterdessen seine Mobilien, und alles, was er nur besaß, zu Geld gemacht, und den Ueberrest dazu geborgt hatte, zahlte ihm die zwanzigtausend Livres hin, empfahl ihm die Sache geheim zu halten, und entließ ihn. Hieraus nahm er sich die Lehre, daß der Vortrag der Prozesse und die Durchsicht der Akten sich mit dreytägigem Billardspielen in der Woche nicht gut vereinigen ließ. Da er jedoch nicht umhin konnte, mit dem König zu spielen, so fuhr er fort, deswegen nach Versailles zu gehen, war aber nichts destoweniger fleißig bey den Parlamentsitzungen, und äußerst aufmerksam in seinen Urtheilm. Allein von nun an nahm er keine einzige Sache mehr zum Vortrag an, und übergab die, so er noch in Händen hatte, einem andern Parlamentsrath. Wahrlich! eine edle, und von einem so wenig reichen Richter großmüthige Handlung! —

XXIII.

Das Kreifelspiel.

Vor ein paar Jahren war das Kreifelspiel, so wie man es jetzt in Deutschland in öffentlichen Häusern auf einer Tafel spielt, auf den vornehmsten Kaffeehäusern von Paris allgemein Mode, und wurde vom Staatsmann bis zum geringsten Schreiber herunter, mit gleichem Vergnügen gespielt, bis es nachher durch das einförmige und langweilige Domino verdrängt wurde. Man war damals so sehr dafür eingenommen, daß es gleich dem Pharo zu einer gewissen Sucht ausartete, und sehr große Summen dabey verloren giengen, so daß ein Kaufmann von Paris, der die Parthie mit vier Groschen zu setzen anfieng, in einem Morgen hundert Karolin verlor.

Herr B*** der sowohl wegen seinem vortreflichen Charakter, als wegen seiner schönen Schreibart, bekannt ist, galt damals für den stärksten Kreifelspieler in ganz Paris, und hat diesem Talent, das er übrigens nicht höher schätzte als es werth war, nebst seinem gefälligen freundlichen Betragen die Bekanntschaft eines sehr schätzbaren Mannes zu danken, dessen

Freundschaft ihm immer unendlich theuer war und blieb.

Herr B*** fand sich einst ziemlich früh auf dem türkischen Kaffeehaus ein, als sich ihm ein sehr einfach gekleideter Mann näherte, und ihn bat mit ihm Kreisel zu spielen, und zugleich nach dem Preis der Parthie fragte. „Der Preis sagte Herr B*** ist sehr mässig und beträgt nur drey Sols, aber ich rathe Ihnen doch nicht mit mir zu spielen, weil man mich für den stärksten Spieler hält.“ — Der Fremde bestund auf seiner Bitte, mit dem Zusatze daß er um ein Geringes nur fragen wollte, und Herr B** fieng also an mit ihm zu spielen, und gewann wie gewöhnlich. Bald nachher kam eine Menge anderer Spieler dazu. Der Fremde überlies ihnen den Platz und setzte sich neben Herr B** auf eine Bank in der Ecke —

„Wie es scheint sagte er zu ihm, so kennen Sie die mehrsten dieser spielenden Personen, wählen sie diejenigen aus, die sie für die besten Gesellschaften halten, ich werde sie alsdenn übermorgen nebst Ihnen abholen lassen, und sie an einen Ort führen, wo wir ungestörter spielen können als hier.“

Herr B** versicherte ihn, daß er mit seiner Wahl zufrieden seyn sollte der Fremde hielt

Wort, und kam dem dritten Tag gegen fünf Uhr des Abends wieder aufs Kaffeehaus, winkete Herrn B** und dieser folgte ihm nebst denen, die er auf sein Ersuchen ausgewählt hatte.

Der Fremde führte sie in ein prächtiges Haus in der Sanct Antons Straße, wo sie verschiedene reich meublirte Zimmer durchgingen, und durch einen schönen Garten in einen herrlichen Saal kamen, wo ein ganz neues Kreißelspiel stand. Nachdem man einige Stunden gespielt hatte, wollten sich die Fremden empfehlen, als sie aber in die vordern Zimmer zurück kamen, wurden sie durch eine herrlich besetzte Tafel, und durch die freundliche Einladung des Besitzers angenehm überrascht. Nun erkannten sie erst, daß sie bey Herrn H** einem wegen der Liebenswürdigkeit seines Charakters eben sowohl als wegen seinem unermesslichen Reichthum bekannten Mann wären. Herr B*** wurde gebeten dieselbe Gesellschaft drey bis viermal, die Woche zu ihm zu bringen, und diese Spielparthien dauerten sieben bis acht Jahre nacheinander mit gleichem Vergnügen von beyden Seiten. Herr B** erwarb sich also durch seine delikate Denckungsart bey dem Spiele einen Freund, der ihm in der Folge die wichtigsten Dienste leistete. —

Wie verschieden ist dagegen nachfolgender Zug von einer vorseßlichen Betrügeren im Spiel, und noch dazu von einer Dame! Sie spielte in einer großen Gesellschaft Vingt un, und verlangte Karte! der Banquier gab ihr eine Sieben und eine Fünfe, die mit der Zehn, die sie bereits in der Hand hatte, Zwey und zwanzig ausmachte: folglich hatte sie verloren. Sie war indeß listig und unverschämt genug den Daumen auf das mittlere Auge der Sieben zu legen, und rief: Ein und Zwanzig! der Banquier, der von einer Person ihres Standes keine Betrügeren vermuthete, zahlte ohne Untersuchung drey Karolin hin. Ein Engländer, der hinter ihrem Stuhl auf dieselben Karten funfzig Louisdor gesetzt hatte, hielt es für niederträchtig in die Betrügeren mit einzustimmen, schob sein Geld dem Banquier hin, und sagte in seinem gebrochenen Französisch: Pour vous Monsire: Pour vous! Wie! frug der Banquier, haben Sie denn nicht auch Ein und Zwanzig? Nein, sagte der Engländer, Madame sie haben Ein und Zwanzig, ich aber habe Zwey und Zwanzig. —

XXIV.

Stuzertalent und Stuzerlohn.

Es ist bekannt, daß junge Leute von guter Familie und Vermögen, sich nur zu oft die Freyheit herausnehmen, sich aus eigener Präension über alle Verhältnisse des Lebens wegzusetzen, und jedem, den sie unter sich glauben nach willkührlicher Laune zu begegnen. Dergleichen Leute, die man in dem Französischen mit dem sehr passenden Namen Roués benennt, sind durch ihren Leichtsinn, durch ihren unerträglichen Stolz, und durch die Niederlichkeit ihrer Sitten nicht selten die Urheber der traurigsten Zufälle. Vorzüglich sind sie durch einen angenehmen Ansstrich, den sie ihrem Betragen zu geben wissen, durch ihre äußerliche Eleganz und vlesleicht durch eine gewisse geheime Sympathie des Leichtsinns dem andern Geschlecht am angenehmsten aber auch am gefährlichsten. Unter einer Menge Züge, wodurch sich diese eleganten Herrn täglich auszeichnen, wollen wir vorzüglich einen auswählen, weil der Held desselben die seinen hohen Talenten gebührende Züchtigung auf eine Art erhielt, die ihm alle Lust benahm, seinen

erbaulichen Lebenswandel ferner auf Unkosten der Ehre anderer fortzusetzen.

Einer der berühmtesten diese angenehme Libertins hatte bereits mehrere Proben seiner großen Talente abgelegt, als es einer Dame vom ersten Rang einfiel, ihm im Namen ihres Geschlechts eine Warnung für die Zukunft zu geben. Seine praktische Lebensregeln bestanden aus folgenden zwey Hauptsätzen, daß es entehrend sey seine Schulden zu bezahlen, und acht Tage nach einander dieselbe Maîtresse zu haben. Diese befolgte er treulich und verband in der Ausübung noch einer dritten Dame, daß er sich nemlich nie erhaltener Günstbezeugungen öffentlich rühmte, und den guten Ruf jeder Dame, die ihm widerstanden hatte, verdächtig zu machen suchte.

Obige Dame, an deren guten Rufe er sich gleichfalls versündigt hatte, beschloß ihn dafür zu belohnen, und wo möglich ihn noch zu bessern. Eines Abends als er in seinem haushohen Wisly die Straßen von Paris durchjagte und jeden zu rädern drohte, der ihm nicht bey Zeiten auswich, sah er sich auf dem Platz Ludwigs des XV mit einemmal von zwölf maskirten Reutern umringt. Man deutete ihm ziemlich begreiflich an, daß er sich ruhig mögte fortfüh-

führen lassen, widrigenfalls man ihn auf der Stelle niederstossen würde. Er war verblendet genug um auch hier noch einen heimlichen Liebeshandel zu wittern und die Seltenheit des Abenteurers erregte in ihm so viele angenehme Ideen, daß er sich gutwillig fortbegleiten ließ. Einer der Reuter setzte sich neben ihm in den leichten vergoldeten Wagen, und faßte die Zügel, die übrigen theilten sich zur rechten und linken, und so gieng es in vollem Sprengen fort.

Nachdem sie zwey gute Stunden mit ihm fortgejagt waren, kamen sie vor einem alten Rittermäßigen Schloß mit Thürmen Schieß-Scharten und Zugbrücken an. Noch träumte er von prächtigen erleuchteten Zimmern, einem mit den feinsten Gerichten und Weinen besetzten Tisch, und einer in den Armen des schönsten Weibes hingebachten ertzückenden Nacht — als man ihn in eine große dunkle Kammer hinter in einem Thurm sperrete, wo statt der gehofeten herrlichen Erleuchtung, eine elende Lampe so viel Schein von sich warf, daß er kaum eine schlechte Streue von Stroh, einen Strohfessel und einen hölzernen Tisch, worauf ein Todtenkopf stand, unterscheiden konnte. Einen Augenblick nachher verkündigte ihm das Geräusch

Geräusch der Schlösser und der Thüren, die An-
 punkt eines Besuchs. Ein Mann, dessen Mien
 nichts Gutes versprach, trat herein, setzte ein
 groß Stück schwarz Brod nebst einem Krug
 Wasser auf die Erde und sagte indem er weg-
 gieng, mit drohender Stimme: **Sorgt für
 Eu er Gewissen!** Man kann denken, wie er
 diese Nacht zubrachte. — Den andern Morgen
 traten mehrere mit Säbeln und Speißen bewaf-
 nete Kerls zu ihm hinein, und winkten, daß er
 ihnen folgen sollte. Für jetzt glaubte er wärk-
 lich, daß der Spaß zu Ende gieng, und daß ei-
 ne glücklichere Wendung seines Schicksals ihn in
 Besiz der angenehmsten Gegenstände setzen
 würde.

Aber ein neuer Auftritt erwartete ihn. Nach-
 dem er eine Reihe weiter und großer Zimmer
 durchpassirt war, führte man ihn in einen
 großen Saal, der das ganze Ansehen einer Ge-
 richts-Stube hatte. Hier saßen Richter oder
 solche, die welche vorstellten, auf Stühlen rings
 umher, und erwarteten ihn in tiefem Stillschwei-
 gen. Man wies ihm einen kleinen Schemel
 zum Siz an, und der Gerichtschreiber fieng an
 die Beschuldigungen gegen den Gefangenen ab-
 zulesen. Diese bestanden in Verschwendung des
 Vermögens in Thorheiten aller Art, Nichtbe-
 zahlung

zahlung der Schulden, wodurch verschiedene Familien gänzlich ruinirt und zur Verzweiflung gebracht worden. Hierauf folgte das ganze Register der Intriguen und schlechten Streiche, die er dem andern Geschlecht gespielt hatte, seine unverschämten Plaudereyen und verläumderischen Reden gegen eine große Anzahl ehrbarer Damen, für deren begünstigten Liebhaber er sich ausgegeben hätte.

Nachdem dies alles der Reihe nach abgelesen war, befahl der Richter unserm jungen Stuzer, sich über die Klagepunkte zu rechtfertigen, wenn er könnte —

„Ich vermuthete, erwiederte dieser, daß dies alles noch ein bloßer Spaß ist, denn noch nie hab' ich etwas von diesem Gericht hier gehört, welches sogar über die Sitten des Privatlebens Urtheil spricht“ —

„Und ich, sagte der Richter, versichre Sie, daß dies alles der größte Ernst ist, und sollten Sie ja fortfahren wollen zu schwelgen, so wird Ihnen dies zu nichts helfen, die Gerechtigkeit wird demohnerachtet ihren Gang gehen, und ist Ihr Prozeß einmal untersucht und entschieden, so möchte Ihr Kopf in Gefahr gerathen —“

Nun

Nun wurde dem jungen Herrn bange, und um sich so geschwind als möglich aus der Sache zu ziehen, fieng er an, seine Lebensart, und die Intriquen, deren man ihn beschuldigte, als gleichgültige Dinge vorzustellen; die deswegen keine so strenge Ahndung verdienen, weil sie durch den Umgang mit der großen Welt, und dem herrschenden Modeton gewissermaßen entschuldigt werden müßten.

Bei dieser sonderbaren Rechtfertigung zogen die Richter ein finsternes Gesicht, und ohne etwas darauf zu antworten, winkten sie, ihn in sein Gefängniß zurückzuführen, wo er eben so hart und unfreundlich behandelt wurde als vorher. Man überließ ihn hier seinen Gedanken bis den andern Morgen, da er mit denselben Ceremonien wieder abgeholt wurde. Im Vorbeygehen erblickte er in dem Hof ein schwarzbehangenes Schaffot, und entsetzte sich, als er in das Zimmer der Richter trat, welches gleichfalls mit dieser Trauerfarbe ausgeschlagen war. Vor diesmal sank ihm der Muth gänzlich, und er gab sich für verloren; man lies ihm aber keine Zeit sich lange zu besinnen. Eine der Wachen faßte ihn mit Gewalt bey dem Arm, und zwang ihn niederzuknien, worauf der
Gerichts-

Gerichtsschreiber anfieng das Urtheil abzu-
lesen. Der Inhalt war: daß nach viel-
fältigen Klagen mehrerer verheuratheten und
unverheuratheten Frauenzimmer, und zufolge
der von ihnen beygebrachten Beweise, der
Beklagte hierdurch verurtheilt würde, den
Kopf zu verlieren, als ein Mann, der muth-
willigerweise Schande und Zwietracht über
Familien gebracht, hauptsächlich aber den gu-
ten Ruf ehrbarer Weiber durch Verläumdung
zu untergraben gesucht hätte, die er doch kaum
dem Namen nach kannte.

Nun verließ ihn seine Standhaftigkeit
gänzlich, und er fieng wechselsweis an, seine
Richter bald durch Drohungen, bald durch
die demüthigsten Bitten zu erschüttern. Ver-
geblich; man lies ihn reden, was er wollte,
und führte ihn in eine kleine Kapelle, wo ein
Priester bereit stand, ihn zum Tode zu be-
reiten.

Nach Verlauf einer Stunde kündigte man
ihm an, daß der schreckliche Augenblick gekom-
men sey. Man schleppte ihn mehr todt als
lebendig zu dem Schaffot, und sobald er es
bestiegen hatte, lies der Scharfrichter mit
sehr geschäftiger Emsigkeit das furchtbare
Schwert vor seinen Augen blitzen, und vers
band

band ihm die Augen. Der Todesstreich sollte eben geschehen, als eine ihm unbekannte Stimme Gnade! rief. —

Er wurde halb ohnmächtig in ein etwas besseres Zimmer zurückgetragen, und in ein Bett gelegt. Hier brachte man ihn durch stärkende Mittel und eine bessere Nahrung bald wieder zu sich selbst. Als er wieder zu Kräften gekommen war, so erschien den Abend des zweyten Tages der Schreiber des furchtbaren Richterstuhls nochmals vor seinen Augen, und las ihm ein neues Urtheil vor des Inhalts, daß das Gericht der Sitten ihn nur für dies einzigemal begnadige, und ihn ernstlich warne, künftighin vorsichtiger zu seyn, und ein besseres Leben zu führen.

Nachdem man ihm eine Abschrift dieses Urtheils zugestellt hatte, setzte man ihn um Mitternacht wieder in sein Kabittolet, dieselben maskirten Reuter, die ihn gebracht hatten, ritten zu beyden Seiten, und nahmen erst auf dem Platz Ludwigs des XV. Abschied von ihm.

Noch vom Schrecken betäubt kam er zu Hause an, und da er befürchtete, abermals wieder diesen unbekanntem aber schrecklichen Richtern in die Hände zu fallen, so änderte

er seine Lebensart, und wurde nun so behutsam und bescheiden, als er vorher unbesonnen und unverschämt gewesen war. Seine Freunde, die nicht wußten, woher diese plötzliche Veränderung käme, spotteten vergeblich darüber. Nie erfuhren sie die wahre Ursache von ihm, und zweifelten zuweilen an der Richtigkeit seines Verstands, wenn sie ihn oft im Ernst behaupten hörten, daß Treulosigkeit und Unverschwiegenheit schwere Verbrechen wären, wobey öfters das Leben in Gefahr gerathen könnte.

XXV.

**Noth lernt beten aber auch
stehlen.**

Ein vornehmer Offizier, dessen Namen hier nicht kann genannt werden, sah sich vom Dienst reducirt, und auf eine sehr mäßige Pension eingeschränkt, die kaum zu den nothwendigsten Bedürfnissen hinreichte. In der Noth beschloß er nach **W**** zu gehen,

um eine Zulage anzuhalten, und der dringende Mangel verleitete hier den sonst großmüthigen, gutdenkenden Mann zu Schritten, die er im Besitz eines nur thätigen Vermögens selbst verabscheut haben würde. Man sagt gewöhnlich: Noth macht niedrigdenkende Leute; und daß dieses nur zu oft wirklich zur Wahrheit wird, mögen folgende zwey Anekdoten aus dem Leben dieses Mannes bestätigen.

Er war in dem Haufe des reichen Herrn von F. . . sehr gut gelitten, und besuchte ihn während seinem Aufenthalt in B. . . beynah täglich. Eines Tags als ihn vermuthlich die Noth am stärksten drückte, lies er sich in sehr heftigen Ausdrücken über die Fühllosigkeit der Großen und Reichen heraus, und beschloß damit den Herrn von F. . . um hundert Louisdor zu ersuchen. Herr von F. . . dachte zu großmüthig, und war überdies durch die Beredsamkeit des Offiziers zu gut vorbereitet, um ihm sein Gesuch abzuschlagen. Der Offizier nahm das Geld, lies es unberührt bey sich liegen, und gab es ihm nach acht Tagen wieder. Dies war ein bloßer Kunstgrif, denn vierzehn Tage nachher kam er wieder, und bat Herrn von F. . . um drey-

hundert Louisdor, mit denen er nicht wieder kam. —

Die Summe war bald durchgebracht, dem Sprüchwort zufolge, wie gewonnen so zerrennen, und der Offizier befand sich bald wieder mit leerem Beutel, ohnerachtet er fortfuhr mit seinem Reichthum zu prahlen, ohne auf das ungestümme Dringen seines Magens zu hören, der ihm das Gegentheil alle Augenblick bewies. Nach und nach verlor er jedoch seine Munterkeit, und tiefer Kummer schien ihn zu drücken, vielleicht mehr aus Bewußtseyn seiner schlechten Handlung gegen Herrn von F... als aus wahren Mangel. Allein gebessert war er deswegen nicht.

Eine Herbst-Nacht, da er vor Unruhe und Verzweiflung nicht schlafen konnte, stund er mit Tages-Anbruch auf, kleidete sich an, und spazierte ohne eigentlich zu wissen wohin, auf den Strassen herum. Als er in eine der Hauptstraßen kam, sah er, daß man einem Sterbenden die Sakramente brachte. Er folgte sogleich dem Zug, der nach einem großen prächtigen Haus gieng, an dessen Eingang er eine da sitzende Gärtnerin um den Namen des Kranken fragte. Er erfuhr, daß es

ein alter General wäre, der kürzlich mit einer sehr jungen Dame verheurathet wäre, mit der er keine Kinder hätte.

Ohne noch zu wissen was er eigentlich thun wollte, gieng er mit dem Zug in das Haus hinein, und drang unter der allgemeinen Bestürzung, und im Gefolg des Priesters bis in das Zimmer des Sterbenden. Der Priester fieng an den Kranken zur Ergebung und Gelassenheit im Leiden zu ermahnen, aber es waren vergebliche Worte, denn der Kranke konnte kaum noch hören, und der Gebrauch der Sprache war bereits verloren. Diese letztere Bemerkung gab dem Offizier den Gedanken ein, sich den Umstand so gut möglich zu Nutzen zu machen, und er führte ihn auch aus.

Sobald der Priester sein Amt verrichtet hatte, näherte er sich dem Bett, schloß den Sterbenden in seine Arme, benezte dessen Gesicht mit Thränen, und rief schluchzend aus: „Mein bester liebster Freund auf dieser Welt! Bin ich nur deswegen hieher gekommen um Zeuge deines Todes zu seyn!
 „Wer hätte es uns sagen sollen, als wir so manche Feldzüge mit einander machten, und so innige Freunde waren, daß wir uns nur
 „noch

„noch in diesem schrecklichen Augenblick wiedersehen würden! — Die erstaunten Bedienten meldeten sogleich der Dame vom Haus, die in ihrem Zimmer untröstlich war, daß ein Fremder angekommen wäre, der des Sterbenden innigster Freund zu seyn schiene. Die Dame eilte herbey, überhäufte ihn mit Höflichkeitsbezeugungen, und bot ihm eine Wohnung in ihrem Haus an. „Der Anblick eines Mannes, setzte sie hinzu, den er so sehr geliebt hat, wird vielleicht meinen armen Gemahl wieder ins Leben zurückrufen, und wenn ich ihn denn verlieren soll, so hab ich wenigstens den Trost, meine Thränen mit denen eines Mannes zu vermischen, der sein treuester liebster Freund war.“

Der Offizier lies sich nicht lange bitten, eilte nach seinem Quartier, und lies seinen Mantelsack herbeybringen, den er erst vom Zollhaus erhalten zu haben vorgab. Er war nach ein paar Stunden auf einem solchen Fuß im Hause, als wenn man ihn bereits zehn Jahre gekannt hätte. Ein paar Tage nachdem er sein Zimmer bezogen hatte, sah er denjenigen sterben, der allein im Stand gewesen wäre seine Betrügerey aufzudecken,

und erhielt von der Wittwe den Auftrag, das ganze Leichenbegängniß zu besorgen. Die gute Art, mit der er dies ausführte, und der Eifer, mit dem er sich ihrer Geschäfte annahm, erwarb ihm immer mehr und mehr das Zutrauen der liebenswürdigen Wittwe, die nun ohne seinen Rath nichts mehr unternahm.

Eine so schnelle und innige Freundschaft erregte bald die Eifersucht der beyden Neffen des Verstorbenen, welche befürchteten, der Neuangekommene mögte ihnen am Ende ihre Erbschaft entziehen, und ihre Tante heirathen. Sie erklärten sich dieserwegen deutlich mit ihm, und boten ihm sechstausend Gulden, wenn er von seinem Gesuch abstehehen wollte. Nach einigen verstellten Weigerungen nahm er endlich die Summe an, und verließ das Haus, so daß er durch einen der sonderbarsten Zufälle in den Besitz eines Vermögens kam, welches hinreichend war, ihn bequem zu ernähren. —

Zu dieser Geschichte läßt sich nichts weiter sagen, als, der Held derselben war glücklicher, als er es verdient hätte. Nicht immer erstickt die Noth indessen alles Gefühl von Rechtschaffenheit und natürlicher Herzens-

zengüte, wenn auch gleich der Mensch, von der Verzweiflung getrieben, das Aeußerste wagt, und die gefährlichsten Schritte unternimmt.

Vor einigen Jahren kam zu S*** ein Reisender vor einem Gasthof an, der sehr von der Reise ermüdet schien, und in einem von oben bis unten zugeknöpften Rocklor gekleidet war. Er verlangte ein sauberes Zimmer, man wies ihm eines an, und er legte sich unter dem Vorwand der Müdigkeit sogleich zu Bette. Den folgenden Morgen bey'm Aufwachen erhob er einen gräßlichen Lärm, die Bedienten wären während der Nacht in sein Zimmer gebrochen, und hätten ihm seine Beinkleider gestohlen, in welchen funfzig Louisd'or gewesen wären. Der Wirth und alles, was im Hause war, lief herbey, und der Reisende verdoppelte seine Klagen über den nächtlichen Einbruch, und verlangte durchaus, daß man ihm seine Beinkleider und seine Louisd'ors wieder schaffe. Der Wirth schrie noch ärger, und behauptete, er wäre vollkommen von der Treue seiner Leute versichert. Mitten unter dem Tumult kam ein Freund des Reisenden herbey, und letzterer erzählte ihm seinen gehabten Zufall.

Man schickte sogleich zu dem Polizeyinspektor, dieser kam und entschied nach reiflich erwogener Sache, daß der Wirth schuldig sey, die Beinkleider und die funfzig Louis d'or zu ersetzen. Der Reisende, der dadurch zufrieden gestellt wurde, stellte sich demohns erachtet noch unwillig, und verließ den Gasthof, indem er sagte, er wolle nicht länger unter Spitzbuben und Schelmen wohnen.

Nach Verlauf von vier Monathen, und da der Wirth schon anfieng den Verlust seines Geldes zu vergessen, erschien mit einemal derselbe Reisende wieder bey ihm, und zwar in einem sehr prächtigen und reichen Anzug.

„Können Sie sich meiner noch erinnern?“
 „frug er den Wirth. Ach! erwiderte dieser mit seufzendem Ton, ich kenne Sie leider
 „nur zu gut; die einzige Nacht, die ich Sie
 „beherbergt habe, ist mir zu theuer zu stehen
 „gekommen, als daß ich sie in meinem Le-
 „be vergessen sollte! — Ich komme, fuhr
 „der Reisende fort, um Ihnen eine Summe
 „wieder zurückzugeben, die ich durch die
 „traurigste Lage gezwungen, Ihnen ausge-
 „preßt habe. Ich kam von M** wegen
 „einer wichtigen Sache hieher, wovon mein
 „ganz

„ganzes Glück abhieng. Um diese Sache
 „durchzusetzen, hatte ich so viel Geld zusam-
 „mengebracht, als mir nur möglich war, in-
 „dem ich aber vor der Stadt ankam, wurde
 „ich von Spitzbuben angehalten und bestoh-
 „len. Da ich mich nun ganz von aller Hülfe
 „entblößt sah, so verfiel ich in der Noth auf
 „ein Mittel, mir zu helfen. Ich zog näm-
 „lich meine Beinkleider an einem abgelegenen
 „Ort vor der Stadt aus, und damit man
 „mich nicht in diesem Zustand sehen mögte,
 „knöpfte ich meinen Mantel von oben bis
 „unten zu, und quartierte mich bey Ihnen
 „ein. Der Erfolg meiner List ist Ihnen
 „hinlänglich bekannt — Das Geld, so ich
 „dadurch erhielt, und das ich immer nur als
 „ein Darlehn betrachtete, hat mich in
 „Stand gesetzt, meine Sache zu meinem
 „Vorthail zu endigen, und nun bin ich für
 „meine übrige Lebenszeit geborgen. — Hier
 „sind nun Ihre funfzig Louisd'or wieder,
 „und Sie werden erlauben, daß ich noch
 „zehen für die Interessen dazu thue.“ —

XXVI.

Gespenster = Erscheinung und Gespensters
 Citation, als ein Beweis gegen die
 Ungläubigen unsrer Zeiten.

Bisher hat man den mehresten Gespenstergeschichten, Erzählungen von Erscheinungen und dergl. größtentheils deswegen Glauben versagt, weil sie gewöhnlich aus dem Mund ungläubwürdiger Zeugen, d. h. unaufgeklärter, gemeiner Menschen, wohl gar alter Weiber kamen. Zwar haben wir für die nachfolgende Erzählung auch nur ein Weib anzuführen, aber dies war die berühmte Ninon Lenelos, ein Frauenzimmer, die durch ihren Verstand manche Mannsperson aufwiegen konnte. Wir hoffen also, unter einer solchen Autorität geschützt, Glauben für nachstehende Begebenheit zu erhalten.

In ihrem achtzehnten Jahr saß Ninon Lenelos eines Tags einsam und allein in ihrem Zimmer, als sich ein Unbekannter bei ihr melden ließ, und sie zu sprechen verlangte, ohne daß er seinen Namen sagen wollte. Sie ließ ihm wieder sagen, sie wäre eben in
 IVXX
 2 50
 Gesells

Gesellschaft, und könnte ihn nicht sprechen, wenn er nicht seinen Namen vorher anzeigte. Ich weiß aber, sagte der Unbekannte zu dem Bedienten, daß Mademoiselle nicht in Gesellschaft sondern allein ist, und eben deswegen hab' ich diesen Augenblick zu meinem Besuch gewählt. Diese Antwort machte die Ninon neugierig, und sie befahl, ihn herein zu lassen.

Es erschien ein kleiner alter Greis, ganz schwarz gekleidet, ohne Degen, und eine wenig Gutes versprechende Gesichtsbildung. Er hatte eisgraue Haare, eine kleine schwarze Mütze auf dem Kopf, ein Stöckchen in der Hand, und auf der Stirne ein großes Pflaster, übrigens sehr feurige Augen, und seine Physiognomie zeigte von vielem Verstand.

„Mademoiselle, sagte er beym Eintritt, haben Sie die Güte, Ihre Kammerfrau hinauszuschicken, denn dasjenige, was ich Ihnen zu sagen habe, darf niemand mit anhören.“ Bey diesem Eingang konnte Ninon sich einer kleinen Anwandlung von Schrecken nicht erwehren, da sie indessen überlegte, daß sie es nur mit einem kleinen
schwar

schwachen Greiß zu thun hätte, so faßte sie wieder Muth, und ließ die Kammerfrau hinausgehen. —

„Erschrecken Sie nicht über meine Visite,
 „fuhr er fort, zwar bin ich nicht gewohnt,
 „dergleichen abzulegen, doch haben Sie nichts
 „dabey zu befürchten. Beruhigen Sie sich
 „also, und hören mich an. — Sie sehen vor
 „sich einen Mann, dem alle Geister gehorsam
 „seyn müssen, und in dessen Gewalt alle
 „Schätze der Natur stehen. Ich war bey
 „Ihrer Geburt gegenwärtig; ich regiere das
 „Schicksal der Menschen, und komme, um
 „von Ihnen zu hören, wie Sie wünschen,
 „daß Ihr Schicksal ausfallen möge. Ihre
 „schönen Tage sind jetzt noch erst im Aufkei-
 „men, Sie treten in ein Alter, wo sich Ih-
 „nen die Thore der Welt öffnen, von Ihnen
 „allein hängt es nun ab, ob Sie die berühm-
 „teste und glücklichste Person ihres Zeitalters
 „werden wollen. Ich bringe Ihnen die
 „höchste Ehre, unermessliche Reich-
 „thümer, und eine unvergängliche
 „Schönheit. Wählen Sie von diesen
 „dreyen dasjenige, was Ihnen am besten ge-
 „fällt, und glauben mir auf mein Wort,
 „daß

„daß kein Sterblicher auf der Erde im Stand
 „ist, Ihnen dasselbe anzubieten.

„Wahrlich! erwiderte Ninon mit lau-
 „tem Lachen, ich bezweifle es im geringsten
 „nicht, und der Werth Ihrer Geschenke ist
 „so groß . . . Mademoiselle! antwortete die
 „kleine Figur, ich glaube, Sie besitzen zu
 „viel Verstand, um sich über einen Men-
 „schen lustig machen zu wollen, den Sie nicht
 „kennen — Wählen Sie also, was Ihnen
 „von diesen dreyen am liebsten ist, Ehre,
 „Reichtum, oder Schönheit, allein
 „entschließen Sie sich kurz, denn ich kann
 „Ihnen nur noch einen Augenblick Zeit dazu
 „lassen. — Mein Herr, sagte Ninon, hier
 „ist sich nicht lang zu besinnen, und da Sie
 „mir die Wahl überlassen, so wähle ich ohne
 „Bedenken unvergängliche Schön-
 „heit. Sagen Sie mir aber, was muß
 „ich thun, um ein so kostbares Gut zu er-
 „halten? — Nichts weiter, war die Ant-
 „wort, als daß Sie Ihren Namen hier in
 „meine Schreibtafel einzeichnen, und mir
 „eine unverletzliche Verschwiegenheit schwö-
 „ren — weiter verlange ich nichts — Ni-
 „non versprach zu thun, was er haben woll-
 „te, und schrieb ihren Namen in eine alte
 „Schreib-

„Schreibtafel, deren Deckel schwarz, und
 „die Blätter roth waren. Indem er sie ihr
 „hinreichte, gab er ihr zugleich einen kleinen
 „Schlag mit seinem Stöckchen auf die linke
 „Schulter — Genag! sagte er, als sie ge-
 „schrieben hatte, rechnen Sie auf eine un-
 „vergängliche Schönheit, und auf die Ero-
 „berung aller Herzen. Jeder, der Sie er-
 „blickt, wird Ihren Reizen nicht widerste-
 „hen können, dies ist unstreitig das schönste
 „Vorrecht, so ein Sterblicher hier genießen
 „kann. — Seit sechstausend Jahren, daß
 „ich die Welt von einem Pol zum andern
 „durchziehe, habe ich auf derselben nur vier
 „Sterbliche dessen würdig gefunden, nämlich
 „Semiramis, Helena, Cleopatra,
 „und Diana von Poitiers. Sie
 „sind die fünfte, und die letzte, der ich dies
 „zugedacht habe. Sie werden immer ju-
 „gendlich und reizend scheinen, immer ange-
 „betet werden, niemand wird Sie sehen
 „können, ohne sich zu verlieben, und Sie
 „werden von allen denen geliebt werden, die
 „Sie lieben. Sie werden eine unzerstör-
 „bare Gesundheit genießen, sehr lange le-
 „ben, und nie veraltern. Es giebt Frauens-
 „zimmer, die nur für das Vergnügen der
 „Augen

„Augen geschaffen zu seyn scheinen, andere,
 „die blos zur Herrschaft über alle Herzen be-
 „stimmt sind. Sie hingegen werden diese
 „beyden seltenen Eigenschaften in Ihrer Pers-
 „son vereinigen. Sie werden noch Leidens-
 „schaften in einem Alter einflößen, wo man
 „andere Frauenzimmer nur mit Ekel und
 „Widerwillen betrachtet. Ihr Ruhm wird
 „bleiben, so lang die Welt steht. —

„Alles, was ich Ihnen hier sage, wird
 „Ihnen Zauberwerk und unbegreiflich schei-
 „nen, allein fragen Sie mich nichts dar-
 „über, denn ich habe Ihnen keine Antwort
 „zu geben. — Nur noch ein einzigesmal in
 „Ihrem Leben werden Sie mich wiederse-
 „hen, und dies wird in weniger als achtzig
 „Jahren geschehen. Alsdann aber zittern
 „Sie! und machen sich zu Ihrem Abschied
 „aus dieser Welt bereit, denn von dem Tag
 „an, da ich erscheine, haben Sie nur noch
 „drey Tage zu leben.“ Bey diesen Worten
 verschwand die ganze kleine Figur vor Ni-
 non's Augen, und ließ sie in einem Todes-
 schrecken. —

Ninon lebte bekanntermaßen einige sieben-
 zig Jahre. Drey Tage vor ihrem Tod ließ
 sich derselbe Unbekannte melden. Die Be-
 dienten

dienten erhielten Befehl, ihn nicht herein zu lassen, allein er drang trotz ihnen in das Zimmer der Kranken, näherte sich dem untern Ende des Betts, und schlug die Vorhänge zurück. Hier kündigte er ihr an, daß sie nur noch drey Tage zu leben hätte, zeigte ihr hierauf ihre Unterschrift in der Schreibtafel, und verschwand, indem er mit fürchterlicher Stimme die Worte aussprach: *Sit trena un, res ist u m d i c h g e s c h e h e n , u n d d u f ä l l s t i n d i e H ä n d e L u c i f e r s !*

Dem Leser, der noch dasteht und nachsinnt, wie sich diese Erzählung mit dem Leben und den bekannnten Grundsätzen der Ninon reimen ließe, gestehen wir gerne, daß wir sie selbst nicht damit zu reimen wissen, und sie für eine während ihrem Leben gefertigte Satyre halten würden, wenn wir nicht einen Schlüssel wüßten, der der ganzen Sache eine andere Wendung giebt. Louise de Budes, zweyte Gemahlin Heinrichs des ersten Konnetable von Montmorency, starb im Jahr 1599, folglich länger als hundert Jahre vor Ninon, und zwar vermuthlich vergiftet. Sie war die schönste Dame ihrer Zeit gewesen, wurde aber einige Minu-

ten

ten nach ihrem Tod an ihrem ganzen Körper so schwarz und abscheulich (natürliche Anzeigen des erhaltenen Giftes), daß niemand ihren Leichnam, der sonst die Zierde und die Bewunderung ihrer Zeitgenossen gewesen, ohne Entsetzen und Grausen betrachten konnte. Dies schien in der damaligen Zeit, wo noch Glauben an Gespenster, Hexerey und Zauberey im höchsten Flor war, ganz ungreiflich, und man nahm also zu der Mitwirkung des Teufels seine Zuflucht, um die Ursache ihres Todes zu erklären. Die Entstellung ihres Körpers wurde als eine Folge eines mit dem Teufel geschlossenen Vertrags angesehen, den sie in ihrer Jugend aus Eitelkeit eingegangen, und so wäre bey ihrem Krankenzimmer ein kleines schwarzes Männchen in ihr Zimmer gekommen, und hätte sie im Bett erdrosselt.

Da mehrere Umstände ihres Lebens, ihre Schönheit z. B. und ihr hohes Alter, sich mit der Lebensgeschichte Ninons reimen ließen, so hat entweder ein Spottvogel, oder ein frommier Orthodore, dem ihre Grundsätze und Lebensart anstößig schienen, dies hundertjährige Märchen wieder aufgewärmt, und es unter ihrem Namen bekannt gemacht.

Dem sey nun wie ihm wolle, so ist es nicht zu verwundern, dergleichen Geschichten aus dem vorigen und dem vor vorigen Jahrhundert erzählt zu lesen. Aber staunen muß man, und kaum wird es glaublich scheinen, daß noch heut zu Tag in einer der ersten Städte Europens, und unter aufgeklärten Leuten, dergleichen Aberglauben gangbare Münze ist. Daß man, um verlerne Sachen wieder zu erhalten, sich an sogenannte Herrenmeister wendet, und ihrer Wissenschaft das Vertrauen schenkt, das sonst nur der Wahrheit gebührt. Daß dem also sey, mag folgende Erzählung bezeugen, die ganz kürzlich in einer allgemein beliebten französischen Schrift *) als glaubwürdig eingedrückt ist.

Die Herzogin von D*** hatte bey ihrer Verheurathung von ihrem Gemahl unter andern Geschenken auch einen kostbaren Rosenkranz von Diamanten erhalten, den er ihr sowohl wegen seines hohen Werths, als auch weil es ein uraltes Familienstück wäre, sehr empfahl. Die Herzogin war auf diese Empfehlung

*) Les historiettes du jour ou Paris tel qu'il est, 2 Vol. Paris 1788.

pfehlung so aufmerksam, daß sie den Rosenkranz beynah nicht aus ihrer Chatouille herausnahm, und sich dessen beym Gebet nur in ihrem Zimmer bediente. Demohnerachtet bemerkte sie eines Morgens, als sie ihre Chatouille eröffnete, daß der Rosenkranz fehlte. Sie ließ unter der Hand nachforschen, wo er hingekommen wäre, weil sie es ihrem Gemahl nicht zu gestehen wagte, aus Furcht, sein Zutrauen zu verlieren. Alles Suchen war vergeblich, und der Rosenkranz blieb verschwunden. Sie zog sich dessen Verlust so sehr zu Gemüthe, daß sie anfänglich in einen Tieffinn, und endlich in eine würlliche Krankheit verfiel.

Unter diesen Umständen sagte ihr eine ihrer Kammerfrauen, die den geheimen Kummer ihres Herzens kannte, daß sie einen Hexenmeister wüßte, der im Stand wäre, alle verlorene Sachen wieder herbey zu schaffen. Man kann denken, wie erwünscht diese Nachricht der leichtgläubigen Herzogin war. Dem Augenblick gab sie ihrer Kammerfrau Befehl, sie zu dem Wundermann zu bringen. Beyde stiegen in eine Miethkutsche, und fuhren nach Saint Nicolas des Champs, wo er wohnte.

Beym Eintritt gaben sie sich beyde für Bürgerstöchter aus, allein der Zauberer zog sie bald aus dem Irrthum, und bewies ihnen durch seine Wissenschaft, daß es unmöglich sey ihn zu hintergehen. . . . Er erkannte nicht nur den Augenblick die Herzogin, sondern sagte ihr auch die Ursache, warum sie käme, noch ehe sie geredet hatte.

„Ich weiß, Madame, welchen Verlust Sie erlitten haben, allein ich erkläre Ihnen zugleich, daß ich die Geheimnisse meiner Kunst nur unter einer schrecklichen Bedingung für Sie geltend machen kann. — Und welches ist diese Bedingung? frug die Herzogin. — Sie müssen einen Eid schwören, daß Sie gegen keinen Menschen etwas von dem Dienst, den ich Ihnen erweisen will, wollen merken lassen, oder wenn Sie es doch thun, sich darein ergeben, acht Tage nachher, wenn Sie davon geredet haben, zu sterben. —

Die Herzogin schwur und versprach alles, was er verlangte. Nun fieng der Zauberer seine Beschwörungen an, stieß eine Menge barbarisch klingender Worte aus, verdrehte sein Gesicht und seinen Körper, und ließ sie endlich vor einen magischen Spiegel treten.

In diesem Spiegel sah sie zuerst ihr Toilettenzimmer, und einen Abbé hereinschleichen, der den Rosenkranz ganz sachte aus der Chastouille nahm, und wieder wegging. Gleich darauf veränderte sich die Dekoration, und stellte das Zimmer des Abbés vor, wo sie in einem halboffenen Schränkchen ihren verlorenen Rosenkranz hängend erblickte.

Sie belohnte den Zauberer reichlich, und eilte nach der Wohnung des Abbés, den sie einer solchen That nie fähig geglaubt hatte. Sie gab beym Eintritt vor, sie wäre incognito ausgegangen, um allerley einzukaufen, und hätte sich das Vergnügen machen wollen, ihn zu überraschen. Der eitle Abbé würde diesen Schritt gerne für eine Liebeserklärung gehalten haben, wenn ihm der gestohlene Rosenkranz nicht im Sinn gelegen hätte. Die Herzogin setzte sich gleichsam aus Zerstreuung neben das Schränkchen, und rief halb im Ernst, halb im scherzhaften Ton aus, sie wolle die Kostbarkeiten des Herrn Abbés durchsehen, und mit diesem Kästchen den Anfang machen, weil er wahrscheinlich seine Liebesbriefchen darinn verbärge. Zugleich riß sie hastig das Schränkchen auf, und

faßte mit der Hand ihren Rosenkranz. Die Verwirrung des Herrn Abbés läßt sich leicht denken, er gab zwar vor, er hätte blos einen Spaß machen wollen, und sich vorgenommen gehabt, den Rosenkranz noch denselben Tag wieder zu überliefern, aber die Herzogin begegnete ihm mit der Verachtung, die er verdiente.

Als sie wieder nach Hause kam, schien sie so aufgeräumt und munter, daß der Herzog, der diese plötzliche Veränderung nicht begreifen konnte, und wußte, daß sie einige Stunden außer dem Hause gewesen, mit Bitten und Schmeicheleyen in sie drang, ihm die Ursache ihrer Zufriedenheit zu entdecken. Die Herzogin vergaß in der Freude die Drohungen des Zauberers, erzählte ihrem Gemahl alles, was vorgefallen war — — — und starb acht Tage nachher. —

XXVII.

Der wahre Weltbürger.

Seit mehrern Jahren lebte zu Paris ein reicher Edelmann aus der Provence, ein Mann von vielem Kopf, und ansehnlichem Vermögen, dessen die öffentlichen Blätter, aus Achtung für seine Familie, nur unter dem Namen d'Almon erwähnten, und dessen Lebensgeschichte seltsam genug war, um einige Hauptzüge seines Charakters hier mitzutheilen. Er war mit vielem Vermögen nach der Hauptstadt gekommen, erschöpfte dasselbe aber ziemlich bald, durch seine heftige Leidenschaft zum Spiel, und verlor in kurzer Zeit über 20000 Thaler. Eines Morgens, als er traurig und halbverzweifelt eine sogenannte Spiel-Akademie verließ, hatte er von dem mitgebrachten vielen Gold nur noch zwey Laubthaler übrig behalten. Ohnweit des Hauses begegnete ihm ein Bettler, und sprach ihn um ein Allmosen an. Seiner Verzweiflung ohnerachtet, fand das Geschrey und das Jammern dieses Unglücklichen Zutritt zu seinem Herzen, er grif in die Taschen und gab ihm die zwey Laubthaler als

sein ganzes Vermögen, indem er sagte: er mögte für ihn beten, daß er nicht wieder versucht würde, in das verwünschte Spielhaus zurückzukehren. Der Bettler fieng sogleich an sein Oremus, her zu brummen, als er ihn mit einemmal unterbrach, und sagte; halt! mir als dem Schuldigen kömmt es, zu, diese Gnade vom Himmel zu erflehen — Ohne alle Rücksicht auf die Vorübergehenden, warf er sich in den Koth nieder auf die Kniee, und sprach das Gebet mit der größten Inbrunst. Es scheint als wenn es erhört worden wäre, denn von dem Augenblick an, hatte er einen unüberwindlichen Abscheu gegen alles Spielen. Hierinne ahmte er also diejenigen nicht nach, die nachdem sie durchs Spiel ruinirt worden, sich auf Betrügereyen legen, um wie sie es nennen, das Glück zu verbessern.

Aber sein Herz verdient noch von einer andern Seite bekannt zu werden. Seine Lieblings-Neigung war die Dienstfertigkeit gegen andere. Zwar konnte er niemand mehr mit Geld aushelfen, denn er lebte selbst nur noch von einer sehr mäßigen Pension, dagegen diente er durch Verwendung, durch Vorsprache, durch Empfehlung und

der:

vergleichen, und war nicht selten glücklich in seinem Unternehmungen. Zuweilen schlug er sich sogar für seine Freunde, denn sein Degen blieb so wenig in der Scheide stecken, als das Geld in seiner Tasche.

Ein junger Mensch klagte ihm einst seine traurige Lage, und bekannte ihm, daß er wilens wäre sich lieber das Leben zu nehmen, als das Elend ferner zu ertragen. D'Almon, der eben nicht in einer viel glücklichern Lage war, fühlte sich bey dieser Schilderung gerührt, erweicht, ohne ein Mittel zu wissen, wie er ihm helfen sollte. Lange Zeit sann er nach, kratzte sich am Kopf, als er mit einemmal voller Freuden in die Höhe sprang und ausrief: er hätte ein untrügliches Mittel gefunden ihm zu helfen.

„Ich kenne, sagte er, hier einen sehr groß-
 „sprecherischen, sehr eiteln Finanz-Verwalter,
 „und der jetzt sehr schwer am Podagra dar-
 „nieder liegt. Verkleiden Sie sich sogleich
 „in einen Courier, ziehen eine Tuch-Weste
 „und große Reitstiefeln an, nehmen ein Kou-
 „rierpferd auf der Post, und kommen Sie
 „in vollem Sprengen in dem Hof des Haus-
 „ses dieses Prahlers an. Geben Sie sich für
 „einen Abgesandten eines deutschen oder russ-

„fischen Fürsten aus, in dessen Namen wir
 „einen Brief schreiben wollen, worinne sich
 „der Fürst nach dem Befinden des stolzen
 „Midas erkundigt. Seine geschmeichelte
 „Eigenliebe wird ihn leicht die Gesandtschaft
 „für wahr halten lassen, und ich stehe Ihnen
 „dafür, Sie werden ein ansehnliches Ge-
 „schenk erhalten.“

Dieser seltsame Rath wurde befolgt, und
 d'Almons Prophezeyung traf ein. Der
 junge Mensch wurde mit großen Ceremonien,
 in das prächtige Krankenzimmer des Finanz-
 Verwalters eingeführt, der mit großer Ehr-
 erbietung die angebliche Gesandtschaft emp-
 pfing, und seinem Kammerdiener befahl,
 dem Courier fünfhundert Louisdor auszu-
 zahlen.

d'Almon war wegen seiner Bereitwillig-
 keit jedem zu dienen so bekannt, daß alle
 Unglücklichen und Hülfe-;Bedürftigen ihre
 Zuflucht zu ihm nahmen. Unter andern
 kam auch ein Mann, der seit fünf und zwanz-
 zig Jahren, einen Wechsel von hundert Tha-
 lern, von einem Mann in Händen hatte, der
 ihn nie bezahlen wollen, und als sein Schuld-
 ner gestorben war, nachdem er sein großes
 Vermögen einem gewissen Abbée hinterlassen,
 der

der Hofmeister in einem vornehmen Haus,
 aber seiner Denkart nach eben so hart und
 ungerecht war, als der Verstorbene. „Da
 „Sie denn so sehr in Noth sind, sagte d'Al-
 „mon zu ihm, so will ich es übernehmen
 „diesen bösen Schuldner bezahlen zu machen,
 „wenn er irgend noch Menschengefühl hat,
 „stellen Sie nur Ihren Wechsel auf meine
 „Ordre“ — Der Abbt war selbst ein ge-
 bohrner Provenzaler. D'Almon setzte eine
 alte runde und halb kahle Perücke auf, die
 ihm kaum den halben Kopf bedeckte, und
 suchte in seiner Garderobe den ältesten abge-
 tragensten schwarzen Rock hervor. In die-
 sem Aufzug des Mangels und der Armuth,
 erschien er eines Morgens in dem Vorzim-
 mer des reichen Abbts. Ein grober Schling-
 gel von Bedienten, sagte ihm ziemlich rauh,
 der Herr Abbt wären noch nicht sichtbar —
 „Wahrlich! sagte d'Almon, indem er den
 „Kopf etwas in die Höhe warf, das begreif-
 „ich nicht recht; was soll wohl aus dem
 „Bögling werden, wenn sein Hofmeister
 „nach acht Uhr noch auf dem Ohr liegt? —
 Der Bediente, der über diese dreiste Ant-
 wort staunte, mäsigte seinen Ton, und
 meldete diesen sonderbaren Besuch seinem
 Herrn,

Herrn, der ihn aus Neugierde vor sich ließ.

D'Almon nahm nun die Mine der tiefsten Demuth und Bescheidenheit an, näherte sich unter vielen Bücklingen, und nahm sich erst nach zweymaligem wiederholten Einwenden, die Freyheit sich zu setzen, und dann setzte er sich nur auf den einen Rand des Sessels. Nun erhob er seine Stimme etwas, und sagte, während daß der Abbé sich parfumirte, und eine prächtige silberne Toislette vor sich ausbreitete, folgendes.

„Ich komme, um zu erfahren, ob Sie
 „eben soviel Mitleid mit den Armen haben,
 „als Sie Hang zu den Eitelkeiten dieser
 „Welt zeigen. Ich bin der Ueberbringer ei-
 „nes Wechfels, der seit fünf und zwanzig Jahr-
 „ren von demjenigen ausgestellt worden,
 „durch den Sie so reich geworden, und den
 „Sie, wie man mir sagt, nicht bezahlen wol-
 „len. Sie sehen, ich bin ein mit Jahren
 „und Gebrechlichkeiten beladener Greiß, kön-
 „nen Sie wohl im Genuß Ihres Glücks
 „ruhig und zufrieden seyn, und dabey den
 „Gedanken ertragen, daß Sie das Gut der
 „Armuth vorbehalten?“ Der Abbt, der nicht
 wenig über diese stolze Sprache erstaunet,
 die

die sich so wenig mit dem demüthigen Anstand des Sprechers reimte, antwortete jedoch mit ziemlicher Fassung: er würde den Wechsel nicht bezahlen, weil die Schulden dessen, der ihn ausgestellt, ihn nichts angiengen, und seine Erbschaft sehr wenig betrüge. —

„Das wußte ich voraus, rief d'Almon, indem er aufstund, zornig aus, daß Sie mich nicht bezahlen würden, denn ich hatte einen wesentlichen Grund um dies zu vermuthen.“ — Welchen Grund? rief der Abbt etwas aufgebracht — Sie glauben, war die Antwort, daß Sie keine Ehrenschuld zu bezahlen nöthig haben, weil Sie einen kurzen Ueberschlag tragen. — Ich will Ihnen dennoch beweisen, daß Sie gegen Leute meines Standes ungerecht sind, sagte der Abbt, — und bezahlte. Als d'Almon schon ganz vergnügt weggehen wollte, frug ihn der Abbt, der ihn an dem Akzent seiner Sprache erkannte, ob er nicht auch aus der Provence wäre. Nein! sagte der listige d'Almon, ich bin aus Blois, aber ich hatte in meiner Jugend einen Hofmeister aus der Provence, der mir den Akzent verdorben hat.

Er bewohnte ein kleines Zimmer in der Nähe des Pallasts Luxembour, und sollte also dem Kopfgeld unterworfen werden. Er erklärte sogleich, daß er es nie bezahlen würde, sollte man ihn auch ganz nackend mitten auf die Straße setzen. Nachdem er verschiedenes mal erinnert worden, schickte man ihm zwey Schweizer Soldaten zur Exekution ins Haus. Diesen ließ er zwey Bouteillen Wein, ein Brod von vier Pfunden, und eine ziemliche Portion geräuchertes Fleisch vorsezen, und als er sah, daß sie es sich gut schmecken ließen, gieng er zum Zimmer hinaus, schloß die Thüre ab, und steckte den Schlüssel bey sich, und verließ das Haus. Die Soldaten bemerkten erst gegen Abend an der Leere ihres Magens die Abwesenheit ihres Gefangenen, da sie aber die Thüre nicht öfnen konnten, mußten sie sich bis zum andern Morgen gedulden. D'Almon hatte unterdessen dem Prevost der Kaufmannschaft eine vier Zeilen lange Supplik überreicht, und da er erst auf den andern Tag beschieden wurde, schließ er die Nacht bey einem seiner Freunde.

Der Prevost der Kaufmannschaft ließ sich von dem bedürftigen Anstand des Herrn
D'Almon

d'Almon erweichen und ertheilte ihm eine Dispensation von dem Kopfgeld, welcher dieser sogleich dem Kopfgelds: Cassirer seines Viertels brachte, und dieser gab sogleich Befehl, die beyden Soldaten abzurufen. Seine Bittschrift an den Prevost bestand aus folgenden vier Zeilen:

On a mis chez moi Garnison ;
 mais Monseigneur, j'esuis Poëte :
 Doit — on payer la Capitation,
 lorsque l'on n'eut jamais de Tête?

XXVIII.

Excroquerien.

Ein eleganter Stutzer befand sich eines Sonntags Morgens in der Messe bey den Theatinern Mönchen, und sah sich nach Gewohnheit dieser Herrn statt auf den Gottesdienst zu achten, überall in der Kirche um, als er in einer Seiten: Kapelle, eine Uhr von Pappendeckel etwas seitwärts auf der Erde stehen sah, deren Weiser, der aus einem Würfel bestand, auf eine Uhr wies. Da er eben nichts bessers vorzunehmen

wußte,

wußte, so stund er während der Messe von seinem Sitz auf, gieng hin, und stellte den Weiser ohne eigentlich zu wissen warum auf zwey Uhr. Bald darauf kam eine Art Offizier und rückte ihn auf Drey; unser Stuzer wieder auf Biere, und ein Dritter, der eben dazu kam, stellte ihn auf Fünfe, indem er heimlich vor sich sagte: — Das geht gut! —

Der Stuzer, der doch sehen wollte, was die Sache für einen Ausgang nehmen würde, rückte endlich den Weiser auf Sechs, und in demselben Augenblick entstand ein Geschrey in der Kirche Diebe! Diebe! und jemand beklagte sich, es sey ihm eine goldene Uhr aus der Tasche gezogen worden.

Der Stuzer näherte sich der Thüre, wo der Dieb in dem Gedräng war angehalten worden, und kaum hatte er ihn recht ins Gesicht gefaßt, als er ihn für den Offizier erkannte, der nebst ihm zuerst den Weiser weiter gerückt hatte. Aber wie erschrock er vollends, als diese ihm mit verachtungsvollen Blicken entgegen rief; Feige Memme! läßt du mich nun so stecken! Diesen Worten zufolge hielt man den Stuzer für einen von den Spizbuben, und er mußte mit seinem angeblichen Kammeradensort zum Kommissair. Zum Glück konnte er sich
auf

auf mehrere Personen von Ansehen berufen, widrigenfalls er wohl noch ein paar Tage ins Gefängniß hätte wandern müssen.

Das Geheimniß war dieses. Die Spizbuben bedienten sich der Uhr nur einander zu verstehen zu geben, wie viel ihrer in der Kirche versammelt wären, weil jeder, der ankam, den Weiser um eine Zahl weiter fortrückte. Sobald sie merkten, daß sie in hinlänglicher Anzahl beyammen waren, um einander auszuhelfen, fingen sie ihr Geschäft an. Wenn nachher einer von ihnen auf der That ertappt wurde, so drängten sich die übrigen zu, und unter dem Vorwand ihn der Wache zu überliefern, drückten sie ihn unter der Menge bis in die Straße hinaus, und gaben ihm Gelegenheit zur Flucht. Der angebliche Offizier wurde hier durch die Zerstreung des Stuzers betrogen, und hielt ihn für seines Gleichen.

Es ist nicht leicht möglich alle Arten und Musancen feiner und grober Spizbüberey anzugeben, welche, Dank sey es unserm erfinderischen Genius! hin und wieder getrieben werden. Hier einmal ein Beyspiel von einer noch feinem Art als das vorige.

Der Marquis von E** hatte einen kostbaren Ring am Finger, welcher einer gewissen Frau

von M** deren Verehrer der Marquis war, sehr stark in die Augen leuchtete. „Mein Gott! rief sie aus, Welch ein herrlicher Diamant, was für ein Farbenspiel!“ — Der Marquis fühlte den ganzen Ausdruck dieser Worte, und sagte ihr leise, daß wenn sie ihm eine Tete a Tete verstaten wollte, er die Ehre haben würde ihr einen Ring zu überreichen, an dem sie einigen Gefallen zu finden schien. Die Frau von M** drehte anfänglich dies Kompliment in Spas, doch ließ sie sich eine Weile darauf erweichen, und erlaubte ihrem freygebigen Verehrer sie den andern Morgen bey der Toilette zu besuchen — das Geschenk, das Sie mir machen wollen, setzte sie hinzu, hat gar keinen Antheil an dieser Erlaubniß, doch bringen Sie ihren Ring mit, ich werde ihn desto bequemer betrachten können. Also morgen früh — Morgen früh! rief der Marquis, bin ich nicht äußerst unglücklich, eben morgen ruft mich mein Dienst nach Versailles, wo ich drey bis vier Tage werde bleiben müssen — Nun so kommen Sie nach ihrer Rückkunft, sagte Frau von M** Sie sind mir allezeit willkommen.“ —

Man setzte sich nieder zum Spiel, der Marquis machte sich unter irgend einem Vorwand davon los, und lief zu einem Juwelier, dem er auf

auftrag einen dem seinigen vollkommen ähnlichen Ring von falschen Steinen zu verfertigen. Der Juwelier hielt sein Wort, und der falsche Ring sah dem ächten so ähnlich, daß sich geübte Augen damit betrügen konnten.

Mit diesem eilte er zur Frau von M** die Kammerweiber entfernten sich bey seinem Eintritt, der Ring wurde nach einigen kleinen Weigerungen angenommen, und die Liebe erhielt einen vollkommenen Sieg mit Hülfe der Betrügerey.

Die Dame war über das kostbare Präsent, das ihr so wenig gekostet hatte, in Entzücken, und steckte den Ring an den Finger, als sie des Mittags zur Tafel gieng. Sie wohnte mit einer alten Tante zusammen, welche von dem Glanz des Rings geblendet, ihre Nichte frug, wie sie zu dem kostbaren Ring des Marquis gekommen? — „Er hat mir ihn das leztemal, als er hier war, auf der Toilette gelassen, anfangs hielt ich es für einen bloßen Scherz von ihm, allein da schon drey Tage vorüber sind, so hab ich ihn angesteckt um Ihnen denselben zu zeigen. Kommt er nicht um ihn wieder abzufordern, so ist es mir hoffentlich erlaubt ihn zu behalten. —

„Nimm dich in Acht, Nichte, sagte die Alte etwas ernsthaft, dergleichen Präsente macht man nicht leicht umsonst; ich schätze den Ring wenigstens auf zehntausend Thaler.“ — Um sich von dem eigentlichen Werth desselben zu überzeugen, wurde sogleich ein Juwelier herbeygeholt, der denn den Ring sogleich für falsch erklärte.

„Mir ist dies recht lieb, sagte die Alte, du wirst dadurch lernen, nicht alles, was man dir anbietet, sogleich anzunehmen. Unsere Mannspersonen sind nicht so freygebig, und wenn sie es sind, so haben sie allezeit ihre Absichten dabey. Gib also dem Marquis seinen Ring wieder, man könnte ihn höher schätzen, als er werth ist, und er könnte andere auf die Vermuthung bringen, als wenn du ihn mit deiner Ehre bezahlt hättest.“

Man stelle sich vor, welchen Eindruck diese Reden auf die Frau von M.*.* machen mußten. Kaum erblickte sie den vornehmen Betrüger wieder, als sie ihm seinen Ring mit den Worten wiedergab — „Hier ist das unwürdige Geschenk, das Sie mir gemacht haben, ein solches Verfahren erwartete ich nicht von einem Mann von Stand, aber
 „nun

„nun weiß ich doch, was ich von Ihnen zu halten habe.“ — Der Marquis nahm den Ring ganz kaltsinnig zurück, drehte sich auf dem Absatz herum, steckte ihn unvermerkt in die Tasche, und den ächten an den Finger, worauf er sich dem Spieltisch näherte, und eine Karte zog.

So wie er die Hand auf den Tisch brachte, lobte jeder die Schönheit und den Glanz der Diamanten — „Nicht doch, meine Herren, sagte er, Sie haben mich nur zum Besten, Frau von M** behauptet ja, die Steine wären falsch.“ —

„Was das anlangt, nahm die Tante, die ihn gerne demüthigen wollte, das Wort, so hat meine Nichte vollkommen recht, denn ohnlängst war ein Juwelier hier, der den Ring vollkommen für falsch erklärte. — Ich wollte doch wetten, sagte jemand aus der Gesellschaft, daß er ächt ist.“ Der Streit wurde hitziger, und um ihn zu endigen, ließ man zwey der bekanntesten Juwelier rufen, welche beyde die Steine für ächt, und von hohem Werth ausgaben, mit dem Beysatz, der Juwelier der Frau von M** müsse die Sache nicht recht verstehen.

Die gute Frau von M** bereute es nun, den Ring zurückgegeben zu haben, und um ihn wieder zu erhalten, bat sie den Marquis wegen ihrem Verdacht, und dem, was sie gesagt hatte, um Verzeihung. Ich schmeichle mir, antwortete er, daß Sie mir in Zukunft mehr Gerechtigkeit werden wiederfahren lassen, und um Sie von meiner Ungenüßigkeit zu überzeugen, so werde ich Ihnen morgen früh den Ring auf die vorigen Bedingungen wieder überbringen.

Die entzückte Frau von M**, die ihren Fehler wieder gut machen wollte, gieng eine zweyte Zusammenkunft ein, empfienß auß neue den falschen Ring, und wurde auf diese Art zwiefach betrogen.

Wir beschließen diesen Abschnitt mit einem noch feinem und gefährlichem Zug, der eines Cartouche nicht unwürdig, aber auch von einem ausgelernten Nachfolger desselben ausgeführt wurde.

Mehrere solcher feiner Herren, die von der Behendigkeit ihrer Finger und Hände leben, waren einsmal versammelt, jeder erzählte seine Thaten, und schien die übrigen zum Beyfall aufzufordern. Einer unter ihnen trat auf, und sagte, es hätte keiner un-
ter

ter ihnen allen einen so kühnen Streich ausgedacht, als der wäre, den er ausführen wollte. Alle drungen sogleich in ihn, er solle sagen, worinn sein Entwurf bestünde.

„Ich will, sagte er, zu dem Polizey-Inspektor gehen, welcher zwey große silberne Leuchter auf seinem Schreibtisch stehen hat, und sie ihm in seiner Gegenwart wegnehmen, ohne angehalten zu werden.“

„Unsinn! riefen alle einstimmig, die Sache ist unmöglich! Unmöglich, rief er, nun dann so wette jeder von euch einen Louisd'or, wir wollen heute Abend mit einander essen, und ich verbinde mich, die zwey silbernen Leuchter auf den Tisch zu setzen.“

Die Wette wurde angenommen, und der Glücksritter erwartete die Nacht mit großer Ungeduld. So wie es dunkel wurde, postirte er sich vor das Haus des Polizey-Inspectors, und nachdem er dessen Bedienten herausgehen gesehen, und ihn nun allein glaubte, pochte er gerade zu an der Thüre. Eine Magd öffnete ihm die Thüre, und wies ihn nach dem Zimmer des Hrrrn. So wie er hineintrat, fieng er unter vielen Bücklingen an, er käme, um ihm eine der seltensten Spitzbübereyen zu entdecken, die er eben in

seinem eignen Haus erfahren hätte. „Wie
 „ging die Sache zu?“ frug der Inspektor.
 „Ich hatte, sieng der Spikbube an, so wie
 „Sie ein paar silberne Leuchter auf dem Tisch
 „stehen, an dem ich arbeitete, und war so
 „unbesorgt, wie Sie hier! Einer der größ-
 „ten Spikbuben trat in mein Zimmer, nahm
 „meine beyden Leuchter, blies die Lechter
 „aus, und machte sich damit fort, während
 „daß er mich im Dunkeln zurückließ. —

„Indem er dies erzählte, faßte er beyde
 Leuchter in die Hand, blies, um die Sache
 recht lebhaft vorzustellen, die Lichter aus,
 und ließ den Inspektor im dunklen Zimmer,
 während daß er sich in größter Eil davon
 machte. Dieser, der niemand mehr um sich
 hörte, schöpfte nun erst Verdacht, tappte im
 Finstern nach der Schelle, und schrie um
 Hülfe! Aber unterdessen war der Spikbube
 bereits unten in der Straße, und lief mit
 seiner Beute dem Ort zu, wo ihn seine Kar-

meraden erwarteten.

XXIX.

Die verstellte Kranke.

Unter der Menge niedriger Tüge von Neid, Geiz, Verläumdung, Hartherzigkeit u. s. w. welche man in den niedrigen Ständen sowohl als in den höhern täglich zu beobachten Gelegenheit hat, erhebt sich das Herz aufs neue, wenn man auf eine große, im Stillen vollbrachte edle Handlung trift, wodurch auch der entschlossenste Tugendläugner gezwungen wird, zuzugeben, daß Tugend kein leerer Schall, und in jedem Stand zu Haus ist.

Ein Mann aus der gemeinsten Volksklasse zu B***, dessen Gewerbe darinn bestand, daß er Hasen, und Kaninchenfelle auf den Straßen einhandelte, und wieder verkaufte, hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Vermögen erworben. Dabey dachte er so edel, daß er alles, was er über seine Bedürfnisse besaß, den Armen und Nothdürftigen austheilte, und sie oft in den entlegensten Winkeln aussuchte, wenn er wußte, daß sie seiner Hilfe bedurften. Er hatte sich dadurch den Ruf der Wohlthätigkeit all-

gemein erworben, und da er seines Gewerbes halber oft in die Palläste der Großen kam, so hörte von ohngefähr die Gräfin von H** seine Großmuth rühmen, und beschloß, ihn auf die Probe zu setzen. Er kam regelmäßig jeden Morgen vor ihren Fenstern vorbey, und rief seine Felle aus, und so wurde es ihr leicht, alles zu der vorhabenden Probe einzurichten. Das nächstemal, daß er wieder vorbey kam, öffnete sich oben in dem Haus ein Dachfenster, und man bat ihn dringend hinaufzukommen.

Er kam, seines Alters ohnerachtet, ohne viele Mühe hinauf, und würde noch mehr geeilt haben, wenn er wußte, weswegen man ihn rief. Als er oben war, sah er niemand, aber eine halboffene Thür ließ ihn vermuthen, daß er hier hinein kommen sollte. Er trat in eine elende Kammer, wo der Wind von allen Seiten durchstrich, die Meubles waren dem Ganzen angemessen, und in der Ecke erblickte er auf einem elenden Strohbett eine alte kranke Frau, die den Kopf mit Tüchern verbunden hatte, und viel zu leiden schien.

Gerührt von diesem Anblick der Armuth und des Schmerzens, frug er, ob sie es wäre,

wäre, die ihn gerufen hätte, und ob er im Stand wäre, ihr etwas zu helfen? „Ach! „antwortete man ihm mit schwacher Stimme, ich bin durch unvorhergesehene Unglücksfälle in diesen armseligen Zustand gerathen, und wage es kaum, jemand meine traurige Lage zu entdecken; man sagte mir aber, daß ihr so gut, so mitleidig wäret. . . Wer ein Herz hat, antwortete er, muß jeden Unglücklichen bedauern, und bey dem wenigen, was ich thun kann, ist kein Verdienst zu suchen. Aber in welchem Zustand seyd ihr hier in einer so unfreundlichen Jahreszeit, vielleicht wohl gar krank? — Ich bin schon lange krank — und ohne Hülfe. Was mich aber am mehresten drückt, ist, daß man mich hier herauswerfen will, weil ich meine Miete nicht bezahlen kann. — Was hör' ich, rief der Alte aus, nicht einmal so viel Mitleid! das sind die Reichen! sie wohnen in vergoldeten Zimmern, ohne zu bedenken, daß in demselben Haus, über ihrem Kopf, arme Kranke für Hunger und Frost sterben. Hier nehmt diese zwey Louisd'or, das ist alles, was ich für jetzt thun kann. Aber ich will wiederkommen, und mehr bringen. — Ein so betracht:

„trächtliches Geschenk, sagte die Alte, mögte
 „auch drücken, ein paar Thaler sind hinrei-
 „chend — Nicht doch, so lang' ich mein
 „Stück Brod habe, hab' ich genug, ich bin
 „gesund, und mir schmeckt alles, aber ihr
 „seyd alt und krank, es ist also billig, daß
 „ihr besser verpflegt werdet als ich.“ Nach
 diesen Worten warf er die zwey Louisd'or
 aufs Bett, und gieng weg.

Ein Monath gieng vorüber, ohne daß
 man etwas von ihm hörte. Endlich erschien
 er und meldete sich bey dem Thürsteher.
 Man ließ ihn, ohne zu antworten, bis zu
 dem Ort hinaufsteigen, wo er das erstemal
 gewesen war. Aber hier war sein Suchen
 vergeblich, er fand die Kammer zerstört, und
 keine Alte mehr darinn. — „Ich bin zu
 „lang weggeblieben, sagte er bey sich selbst,
 „die arme Frau ist unterdessen für Elend ge-
 „storben.“ — So gieng er traurig und
 schwermüthig die Treppen wieder herunter,
 als ihm unten ein Bedienter sagte, die Grä-
 fin verlange ihn zu sprechen. Voller Freude
 und Hoffnung, vielleicht etwas von seiner
 Kranken zu hören, gieng er verschiedene
 prächtige Zimmer durch, ohne sich einmal
 anzusehen, und trat endlich ins Toiletten-
 zimmer

zimmer der Gräfin, ohne sie für die Alte zu erkennen.

„Wen sucht ihr in meinem Haus? frug sie — Eine arme kranke Frau, welche meine kleine Unterstützung nöthig hatte, allein ich bin auf dem Lande hin und wieder zu lang aufgehalten worden, und weiß nun nicht mehr, was aus ihr geworden ist. Der Himmel gebe, daß ich nicht Ursache an ihrem Tod sey. — Keineswegs, braver Vater, sagte die Gräfin, seyd gutes Muths, diese angebliche Alte, die der Gegenstand eures Mitleids war, bin ich selbst, ich habe eure Herzensgüte auf die Probe stellen wollen. Hier sind eure zwey Louisd'or wieder zurück, und ihr werdet mir erlauben, daß ich noch fünf und zwanzig hinzulege, um meiner Seite etwas zu euren Wohlthaten beyzutragen.“

Der gute Mann war so verlegen, als wenn er eine schlimme Handlung begangen hätte, und die Gräfin brachte ihn nur mit vieler Mühe dahin, ein Zimmer in ihrem Pallast anzunehmen, und bey ihr zu wohnen, indem sie sich vorgesezt hatte, ihn in seinem Alter selbst zu pflegen.

P a r i s.

Schwerlich kann man wohl in irgend einer europäischen Stadt ein mannigfaltigeres Schauspiel finden, als zu Paris, wenn man das Getümmel in den Straßen von einem Balkon herunter betrachtet. Mercier hat in seinem Tableau de Paris das Pariser Gewühl hin und wieder nach dem Leben geschildert, doch ist er zuweilen etwas enthusiastisch, und übertreibt nicht selten seine Gemählde. Wir stellen uns also einen Augenblick als müßige Zuschauer hin, und sehen auf die geschäftige Menge vor uns herunter.

Hier kreuzen sich Menschen, Pferde und Wagen unter einander, versperren einander den Weg, und hin und wieder stockt der Kreislauf, weil keiner weiß, wie er dem andern ausweichen will. Die Fußgänger wischen zwischen den Rädern und Wagen durch, der eine springt über eine Gasse weg, um nicht besprützt zu werden, verliert das Gleichgewicht, und das seidne Kleidchen wird von oben bis unten besudelt! Ein anderer setzt über die Straße mit einem Sprung, den

Paris

Parasol unter dem Arm, und mit zerstörter Frisur, weil die Peitsche eines unhöflichen Kutschers sich in der künstlich aufgethürmten Bergerette verwickelt hat. Dort erscheint in einem goldnen mit Sammt ausgeschlagenen Wagen eine Herzogin in dem ganzen Glanz ihrer Reichthümer, und die stolzen Pferde scheinen den hohen Stand ihrer Gebieterin zu wissen. Gleich darneben schiebt sich ein elender schmutziger Miethwagen fort, der Bretter statt der Gläser vorgezogen hat, und dessen armseeliger Kutscher ein paar schwindsüchtige Pferde vor sich her treibt, wovon eins blind, das andere schiel ist. Sein schleppender Gang hemmt den Lauf des darauf folgenden eleganten Kabriolets, dessen schäumender Paßgänger nur mit Mühe zurückgehalten wird, und an der nächsten Ecke wie ein Pfeil fortschießt, und das Feuer aus dem Pflaster schlägt.

Man vergleiche dessen pfeilschnellen Flug mit dem schwerfälligen Schleichen jenes beladenen Karrens, der unter seiner Last zu brechen scheint, und hin und wieder einen Eckstein aus seiner Stelle reißt. Die feine grelle Stimme der hinter ihm haltenden Marquise gesellt sich zu dem Fluchen und Schimpfen ihrer

ihrer Bedienten, während daß der ungeschlif-
fen Kärner es mit doppeltem Gewicht er-
wie ert. In diesem beweglichen Gemähde
von Bis a vis, Verlinen, Desobligeants, Kabriz-
plets, Staatswagen, Miethkutschen und Karz-
ren findet man bey jedem Schritt neuen Stoff
zum Lachen.

Die häßliche Dame vom Stand brüstet
sich in ihrem Wagen, mit ihren Diamanten,
ihrer Schminke, und ihrem gemahlten Ge-
sicht, während daß die bürgerliche in dem
andern Wagen, unter einem einfachen Puz
Gesundheit und Munterkeit verräth.

Jener reiche Domherr lehnt nachlässig in
den seidenen Küssen, und denkt an nichts,
während daß der Parlamentsrath in seiner
Berline darneben eine Bitschrift durchliest.
Hier streckt der gepuderte Stuker den Kopf
zum Schlag heraus, und schreyt: Nun
Schurken! wie lange währt das?
sein Schreyen und Drohen verliert sich in
der Luft, denn seine feine Kastoroten-Stimme
dringt nicht bis zum Trommelfell der hart-
hörigen Kärner. Der neben ihm haltende
Arzt betrachtet ihn mit Mitleiden, während
daß der dickleibige Finanzier mit dem apo-
plektischen Hals gegen alles, was um ihn her-
um

um vorgeht, gleichgültig ist. Die Verwirrung nimmt mit jeder Minute zu, und eine Menge Wagen können weder vor noch rückwärts, jeder muß warten, er mag wollen oder nicht. Warum eilte denn der Stutzer? woher seine Ungeduld? Vielleicht hatte er ein Rendezvous? Nichts weniger, er wollte heute sein Kleid der Reihe nach in der Oper, in der französischen und in der italienischen Comödie glänzen lassen. —

Man kann den Kutscher einer Venuspriesterin von dem eines Präsidenten, und den eines Herzogs von dem eines Finanziers vollkommen unterscheiden. Will man bey dem Ausgang aus dem Schauspielhaus wissen, wo die oder jene Equipage hingehört, so darf man nur auf den Befehl des Bedienten an den Kutscher Acht geben. Leute, die au Marais wohnen, sagen au Logis! die von der Ludwigs Insel à la Maison! in der Vorstadt Saint Germain heißt es à l'Hôtel! und in der Vorstadt Saint Honoré, Allez! Wer wird nicht das Gewicht dieses letztern Wortes fühlen! —

Auf den Straßen von Paris sieht man am deutlichsten, daß das Volk keine gesetzgebende Gewalt hat, denn hier ist keine Bes

quiemlichkeit für die Fußgänger, wie zu London oder Madrid. Das Volk scheint ein von den übrigen Ständen des Reichs abgesonderter Körper, und die Großen eignen sich das barbarische Vorrecht zu, es durch ihre glänzenden Karossen zu rädern oder zu verstümmeln. Der schwache Ludwig der XV. sagte einst zu seinem Minister: Wäre ich Polizeylieutenant von Paris, so würde ich die Kabriolets verbieten. Der Mann, dem es ein Wort kostete, dem Uebel abzuhelpen, begnügte sich mit einem launigten Einfall!

Wie wenig das Leben des Menschen in Anschlag kömmt, erhellt aus folgender Anekdote, welche Saintfoix in seiner Schilderung von Paris aufbehalten hat. Ein vornehmer Ausländer jagte beym Einbruch der Nacht durch eine enge Straße durch, sein leichter Wagen stieß an einen Eckstein, und gieng in Stücken. Zum noch größern Unglück fand es der nachfolgende Wagen nicht für gut, deswegen inne zu halten, und räderte ein kostbares Pferd, welches zu dem zerbrochenen Wagen gehörte. Der Herr, der über den Verlust seines Pferdes in Wuth gerieth, sprang mit bloßem Degen auf den unvorsichtigen

rigen Kutscher los, und schrie, warum er nicht inne gehalten, da er ein Pferd auf der Erde liegen gesehen? Mein Herr! rief der Kerl, verzeihen Sie, es ist dunkel, und ich hielt es nur für einen Menschen!

In den Schauspielhäusern läuft man an Tagen, wo gute Stücke aufgeführt werden, Gefahr, erdrückt, oder unter die Füße getreten zu werden. Man muß froh seyn, wenn man sich auf einer Treppe von sieben bis acht Stufen im Parterre erhalten kann, denn die Wache treibt die Menge mit unbarmherzigen Stößen von oben herunter. Vormalß kam man mit einem zerbrochenen Degen, einem verlornen Haarbeutel, oder einem Stück des Rocks, wohl noch mit einem Schlag auf den Kopf von der Wache davon. Jetzt hingegen, da alles vervollkommnet ist, muß man sein Leben wagen, wenn man die Meisterstücke der Dichter bewundern will.

Die Fleischbänke sind nicht, so wie in vielen andern Städten, an den Enden der Stadt, sondern in der Mitte derselben. Das Blut rieselt in den Straßen, und röthet die Schuhe der Fußgänger. Der zum Schlachten bestimmte Stier reißt sich zuweilen von

dem Strick los, und entwischt wüthend unter die Menge des Volks. Eines dieser Thiere lief durch die Straßen durch, und stieß alles nieder, was ihm vorkam, die Wache wollte es aufhalten, aber der Stier stieß drey Soldaten nieder, und verwundete sie tödtlich. Die Bayonetstiche, die er erhielt, vermehrten nur seine Wuth, er sprang durch die Hallen durch, in die Kirche Jacques de la Boucherie hinein, wo man sich eine Brustwehr von Stühlen und Bänken machen mußte, um seiner Wuth zu entgehen. Nur erst bey dem Hotel Dieu wurde man seiner wieder mächtig, und zwar durch List, indem man alles daselbst zum Dienst der Kranken gehaltenes Rindvieh herausließ. Sobald das Thier sich wieder unter seines Gleichen sah, wurde es ruhig und zahm, allein bevor man seiner habhaft geworden, hatte es drey Menschen getödtet, und mehr als zwanzig verwundet.

Die Speisehäuser oder sogenannten *Auberges* sind unausstehlich, allein es giebt keine andere, und so muß man sich damit begnügen. Hier sitzt man unter zwölf und mehrern Unbekannten, und wehe dem, der blöde ist! Die täglichen Gäste bemächtigen sich der Mitte des Tisches, und folglich der Haupt:

Hauptschüsseln. In tiefem Stillschweigen zermalmen sie mit ihren herkulischen Kinnsbacken alles, was ihnen vorkömmt. Kein Wort entfährt ihrem Mund, bis ihr Magen angefüllt ist, und man muß sie nach einigen Minuten eben so herzlich verwünschen, wie Sancho Pansa seinen Arzt. Ein blöder Mensch muß hier bey vollem Tisch fasten, vergeblich ruft er den Aufwärter, der Tisch wird leer, bevor er etwas erhalten kann, und die Ohren der Bedienten, gewöhnt an das beständige Rufen und Schreyen, kehren sich nicht weiter daran. Das einzige Rettungsmittel ist, daß man so eilig essen lernt, als nur möglich ist.

Auf die Speisehäuser folgen die Garküchen oder sogenannten Arch en No à h, wo weniger bemittelte Personen für ein geringes speisen, nachher auf den Spaziergängen und in den Schauspielhäusern sich rühmen, anderwärts gegessen zu haben. Hier hält mancher Gaskogner seine Mittagsmahlzeit mit einem Glas Limonade, und stoçhert sich nachher stolz die Zähne. —

Man zählt zu Paris sechs bis siebenhundert Kaffeehäuser, welche die Zuflucht der Müßiggänger, und Freystatt der Armen sind,

die sich den Winter durch hier wärmen, um zu Haus das Holz zu sparen. In einigen derselben versammeln sich die schönen Geister, und hier werden die neuesten Produkte der Litteratur, Theaterstücke u. s. w. kritisirt. In andern und zwar in den mehresten unterhält man sich mit politischen Neuigkeiten, Zeitungen u. dergl. Das Caffé de la legence, de foi, und der Caveau sind darunter die berühmtesten, doch wird keines derselben den Ruf erhalten, in dem das Caffé Preocope stand, wo sich Voltaire, Piron, beyde Crebillons, Lamotte, Duard, Gresset u. a. m. zu versammeln pflegten.

Beynah scheint es, als wenn niemand in Paris reich genug wäre, um Mittag- und Abendessen zu halten. Die Robe, oder alles, was zu den Richterstühlen gehört, giebt Diners, die Finanziers hingegen Soupers. Große Herren speisen um halb vier Uhr zu Mittag, und die Zeit des Abendessens in Häusern von hohem Ton ist des Nachts eilf Uhr. Die Reichen essen selten mit ihren Gästen, ihre Sinne sind zu abgestümpft, und nicht selten sieht man den Herrn des Hauses an einer prächtig besetzten Tafel bloß Wasser und Milch trinken. . . Ein Mann von

von Geschmack muß eine delikate Komplexion, Delikatesse des Geistes, und ein delikates Gefühl haben Damen fangen erst beym dritten vierten Gericht an zu essen . . . Die Hauswirthin darf dem guten Ton zufolge nichts über die Gerichte sagen, nur Nebhüner von Mons, spanische Oliven, Pasteten von Perigueur und so weiter, sind ihr erlaubt den Gästen anzukündigen.

In großen Häusern geht man mit dem Degen an der Seite zu Tisch, und verschwindet nachher ohne Kompliment. Allein die Pflicht der Hausdame erfordert dies Verschwinden zu bemerken, und dem Gast ein leeres Wort nachzurufen, welches dieser mit einem eben so leeren erwiedert. Acht bis zehn Tage nachher muß man, wenn man nicht unhöflich seyn will, wieder in dem Haus erscheinen. Ist man ein Jahr lang aus einem Haus weggeblieben, wo man einmal Zutritt hatte, so muß man sich aufs neue präsentiren lassen. Man entschuldigt sich alsdenn mit einer Reise, einer Landparthie und dergleichen, und die Dame von Haus, die einen die ganze Zeit über täglich im Schauspielhaus gesehen hat, thut als wenn sie es glaubte

Mit einem schwarzen Kleid kommt man in allen Gesellschaften durch, und ist der Veränderlichkeit der Mode überhoben. Man setzt voraus, man hätte Trauer, und obgleich diese Trauer ewig währt, so kömmt man doch damit durch. — Fällt eine Hoftrauer ein, so trauert alles bis auf dem Schuster, der oft den Namen des verstorbenen Prinzen, um den er trauert, nicht weiß.

Leckereyen, Spielsachen, Verguldungen, Lackirungen, und Zuckerwerk beschäftigen eine Armee von Menschen. Hundert tausend Hände sind in dieser Hauptstadt Tag und Nacht beschäftigt, Zucker zu giessen, und Desserts aufzubauen. Funfzigtausend andere erwarten mit dem Ramm in der Hand, das Erwachen jener zahlreichen Menge Müßiggänger, welche mehr vegetiren als leben, und die um der drückenden Längenweile zu entgehen, täglich zwey Toiletten machen.

Die Mannspersonen erscheinen beynah gar nicht mehr in vollem Anzug, man bleibt den ganzen Tag en Chenille, und besucht auf diese Art die Schauspielhäuser. Kunst und Geschmacß herrschen in diesem nachlässigen Anzug mehr, als bey dem vollen Puz. Vor kurzem trug man ungeheure große und brei-

breite flache Stahl : Knöpfe , und vier bis fünf Ringe an den Fingern , davon der größte ein länglichtes Achteck beynah den ganzen kleinen Finger bedeckte . Auch der Degen wird jetzt feltner getragen .

Die Damen kleiden sich jetzt geschmackvoller , als jemals , und ihre Kleidung vereinigt Leichtigkeit mit Annehmlichkeit und Grazie . Die leichten seidnen Kleider können leichter gewechselt werden , als jene schweren Stoffe , welche vor Gold und Silber starrten . Die Damen : Kleider ahmen jetzt den Blumen der verschiedenen Jahreszeiten nach Eine Pariserin kauft vier Kleider gegen ein Hemd . In der Provinz sieht man feine Leinwand , in der Hauptstadt aber Flor und Spitzen Letztere gelten , wenn sie auch gelb und schmutzig sind , man pudert sie weiß , um ihr Alter zu verbergen , und wenn man dies auch gleich bemerkt , so gilt es doch , man hat doch Spitzen . . . Man übersieht eher die Reinlichkeit als den Luxus . . .

Ein Gewisser hatte nur eine Spitzen : Manschette , die er dem Pförtner eines großen Hauses , als einen sichern Freybrief vorzeigte , während daß er die andere Hand , die nur eine Manschette von Mousseline hatte , unter der

Weste verbarg. Aber leider vergaß er sich in der Hitze der Unterredung, und entdeckte die anstößige Manschette, indem er mit der Hand gestikulirte, die zu seiner Ehre immer unter der Weste bleiben sollte. Dieser Anblick beleidigte die Dame vom Haus so sehr, daß sie sogleich den Pförtner herauf rufen lies, um ihn einen Verweiß zu geben. Der arme Teufel konnte es kaum begreifen, wie er dazu kam, indem der Herr unterdessen zu sich selber gekommen, und nur noch mit der Spitzen : Manschetten = Hand gestikulirte. Der Pförtner wurde aber dadurch so unbieg: sam und ungefällig, daß als den folgenden Tag ein Offizier vor den Pallast kam, der ei: nen Arm im Krieg verloren hatte, er ihn ab: wies, weil er nicht zwey gleiche Manschet: ten vorzeigen konnte.

Solange es noch nicht recht Tag oder pe: tit Jour bey Madame ist, so haben nur gute Freunde und die kleinen Schooshündchen den Zutritt in ihr Zimmer. Großer oder ganzer Tag ist erst nach eilf Uhr des Mor: gens, vorher sind alle Fensterladen nur halb offen. Manche Pariser : Damen stehen erst gegen Abend aus dem Bett auf, und legen sich mit anbrechender Morgenröthe nieder. Vorzüglich
thun

thun dieß die gelehrten oder schöngeistlichen Damen, die man daher auch Lampen zu nennen pflegt.

Ein witziger Einfall macht zuweilen das Glück eines Weltmanns, der ihn vorbringt, während daß der Gelehrte, dem er entwischt, öfters schwer und lange dafür büßen muß. Der Graf von *** hatte nur tausend Thaler Einkünfte, und gab doch seinem Lauser allein jährlich tausend Thaler Lohn, indem er sagte: „Ich habe die Kunst erfunden, immer ein Jahr meine Einkünfte vor mir zu haben.“ Dieser Einfall bezauberte alle Damen, und war die erste Ursache, zu seiner nachherigen Erhebung.

Die Stutzer halten es für Schande ihre Schulden zu bezahlen. Die Großen thun dasselbe. Manches große Haus ist dem Fleischer sechs, dem Gewürzhändler fünf, dem Becker vier Jahre Lieferungen schuldig, selbst die Bedienten kreditiren ihren Gehalt, während daß jedes bürgerliche Haus am Ende des Jahres seine Rechnungen abthut. Ein Spiel-Creditor hat immer den Vorzug vor dem, der Wein, Brod, Fleisch und dergleichen geliefert hat. Werden diese letztern etwas ungehalten, so trägt der Haushofmeister dem Herrn

Herrn ihre Bitten vor. „Ich muß Ihre
 „Excellenz melden, daß der Fleischer kein Fleisch
 „mehr liefern will, weil er seit drey Jahren
 „keinen Heller bekommen. Ihr Kutscher
 „sagt auch, es wäre nur noch ein einziger
 „Ihrer Wagen brauchbar, und doch wolle
 „der Sattler die Ehre Ihrer Kundschaft
 „nicht länger haben, wenn er nicht wenig-
 „stens etwas auf Abschlag erhält. Der
 „Weinhändler will auch nichts mehr liefern,
 „der Schneider desgleichen — Was! rufen
 „Ihre Excellenz, die ungeschliffenen Kerls,
 „man gehe bey andern, ich entziehe ihnen
 „meine Protektion! —

Ein anderer vornehmer Herr von gleichem
 Schlag, wurde durch das Zudringen eines
 seiner Gläubiger so sehr aufgebracht, daß er
 ihm in der Hitze eine Ohrfeige gab. Der
 Kaufmann merkte wohl, daß mit Ihrer Excel-
 lenz nichts weiter anzufangen wäre, und
 wandte sich mit einigen kleinen Geschenken
 an den Kammerdiener. Eine Zeitlang nach-
 her wagte es dieser wieder für ihn zu spre-
 chen, der Herr, der etwas gelinder gestimmt
 war, frug, ob er denn noch nichts auf Ab-
 schlag erhalten hätte? Nichts als eine Ohr-
 feige, erwiederte der Kammerdiener —

Ein

Ein Becker, dem ein gewisser Marquis nach seinem Tod eine große Summe schuldig blieb, sagte sehr narv zu dessen Sekretair: „Ach! der arme Herr lies mich wenigstens neben sich niedersitzen, wenn ich kam um ihn an meine Bezahlung zu erinnern. . . . Heut zu Tag bezahlt man eben so wenig, aber man ist lange nicht so höflich.“

XXXI.

Liebe und Klugheit.

Marianne, die Tochter einer Pariser Wäscherin, hatte durch ihre seltne Schönheit, durch die Annehmlichkeit ihres Geistes, noch mehr aber durch ihr vortrefliches Herz, eine Menge Eroberungen in den ersten Stränden der Hauptstadt gemacht, worunter einige der vornehmsten Herrn ihr sogar die Ehre anboten. Sie hingegen war so großmüthig als schön, und konnte folglich keine Anerbietungen annehmen, die, indem sie ihr persönliches Glück befestigten, den Geliebten, der sich für sie

sie

sie aufopferte, der nagendsten Reue und dem Haß seiner Familie aussetzen konnte.

Unter allen war der Herr von D** der eifrigste, ihr sein Herz und sein Glück zu Füßen zu legen, denn anders als durch die Ehe war es unmöglich sie zu besitzen. Ihr Herz sprach stark für diesen Gegenstand, und doch hatte sie Gewalt genug über sich selbst, um alle diese Vortheile auszuschlagen . . .

„Warum, sagte er ihr einst, verwerfen
 „Sie den Titel meiner Gemahlin? mis-
 „fällt Ihnen meine Person? oder ist mein
 „Vermögen Ihrer nicht würdig. Sollte
 „wohl eine übertriebene Bescheidenheit Ih-
 „nen verheelen, daß Verdienst, Schönheit
 „und Tugend, die eitle Ehre der Geburt
 „und des Standes um vieles aufwiegen?
 „Sehen wir nicht täglich die vornehmsten
 „Häu- , aus bloßer Geldsucht sich mit Fa-
 „milien ater ihrem Stand verbinden? Laf-
 „sen Sie mich also aus Ueberlegung eine
 „Handlung thun, welche durch die Reinheit
 „meiner Beweggründe noch mehr veredelt
 „wird. Ich bin ja Herr meiner selbst und meines
 „Glücks, und so steht es in meinen Händen, Ih-
 nen

„alles das zu ersetzen, was Ihnen das Schick-
 „sal versagt hat. Vielleicht aber lieben Sie
 „mich zu wenig, als daß ich der Glückliche
 „seyn sollte, der die Ungerechtigkeit des Schick-
 „sals in Rücksicht Ihrer verbessert.

„Sie haben nur zu sehr den Weg zu meinem
 „Herzen gefunden, erwiederte das schöne Mäd-
 „chen, und die Liebe, die ich für Sie fühle, wird
 „noch durch Hochschätzung verstärkt, allein ich
 „kann mich nicht entschließen, mein Glück auf
 „Unkosten des Ihrigen zu erkaufen. Ich bin
 „der Ehre nicht werth, die Sie mir erweisen wol-
 „len, eine hohe glänzende Verbindung muß
 „Sie im Stand setzen den Ruhm Ihrer Familie
 „zu erhöhen, ich aber bin nichts, und gänzlich
 „ohne Vermögen. Wäre ihre Leidenschaft ein-
 „mal befriedigt, so würde Neue an die Stelle
 „der Liebe treten, und dann wäre ich eben so
 „unglücklich, als ich eine kurze Zeit glücklich ge-
 „wesen seyn würde. Wir wollen uns beyde
 „nicht dieser traurigen Zukunft aussetzen; hören
 „Sie vielmehr auf mich ferner zu besuchen,
 „dies fordre ich jetzt nach dem Geständniß, das
 „ich Ihnen abgelegt habe. Ich mistraue mei-
 „nem eignen Herzen, und erwarte, daß Ihre
 „Groszmuth die meinige noch übertreffen wird.“

Alles

Alles Seufzen, Bitten, und Zureden des Herrn von D** war hier vergeblich. Marianne blieb unerschüttert, und schloß sich bald nachher in ein Kloster ein, dessen Namen sie ihm sogar verheelte. Drey Monathe schon suchte er umsonst ihren Aufenthalt auszuspähen, als er eines Morgens ein Billet von ihr erhielt, worinn sie ihm den Ort ihres Aufenthalts anzeigte, und ihn bat sie sogleich zu besuchen.

Mit der Eile eines glücklichen Geliebten, der einer langgewünschten Zusammenkunft entgegen geht, flog Herr von D** nach dem Kloster. Doch konnte er unterwegs sich nicht entbrechen, die wunderbaren Launen des andern Geschlechts zu überlegen, und staunte, daß eine übrigens so vollkommene Person einer solchen Unüberlegbarkeit fähig wäre. Diese Gedanken vermischten indessen seine Liebe nicht, und er kam von Hofnung und Zärtlichkeit erfüllt vor dem Sprachgitter an.

Sobald ihn Marianne erblickte, frug sie, ob er sie noch liebte? Er verlor sich in Bethürungen und Versicherungen einer ewigen Treue, als sie ihn unterbrach, daß er ihr seine Liebe durch Handlungen und nicht durch Worte beweisen mußte. Er fieng von neuem an seine Treue zu versichern, und schwur, daß ihm nichts unmöglich seyn

seyh würde, wenn es darauf ankäme ihr zu gefallen. Aber wie groß war sein Staunen, als Marianne von ihm verlangte, er solle eine junge reiche Person heurathen, welche sie als eine vortheilhafte und ehrenvolle Parthie für ihn ausgesucht hatte. Lange wurde der Antrag von seiner Seite verworfen, und er bemühte sich sie zu überzeugen, daß er mehr verliert als ehrgeizig wäre. Umsonst: Marianne bediente sich der über ihn habenden Gewalt so gut, daß die Parthie angenommen, und die Heurath vollzogen wurde.

Der Himmel schien jedoch ihre Tugend und Selbstverleugnung belohnen zu wollen, denn Herr von D** wurde nach Verlauf eines Jahres Wittwer, und sah sich im Besitz eines noch größern Vermögens, welches er ihr zu verdanken hatte, und ihr nun zu Füßen legen wollte.

Noch schwankte Marianne, bis endlich die Liebe sie durch die Vorstellung überwand, daß sie das Vermögen, das sie Herrn von D* verschafft hatte, gewissermaassen als ihr Eigenthum betrachten könnte, und daß sie ihm folglich eine hinlängliche Mitgabe zubrächte. Ihre Liebe war jedoch so uneigennützig und ihre Denkungsart so weit von der gewöhnlichen entfernt, daß es nicht zu verwundern, wenn in ihrer Seele noch

einige Zweifel übrig blieben. Bevor sie ihm also ihre Hand gab, machte sie noch einige Bedingungen.

„Liebte ich Sie weniger, sagte sie, so würde ich bloß die Vortheile in Betrachtung ziehen, die Sie mir anbieten, allein dies alles befriedigt mich nicht, denn mein Glück hängt ganz allein davon ab, daß ich ausschließend von Ihnen geliebt werde. Ich habe jetzt keine Ursache daran zu zweifeln, daß ich es sey, aber die Zukunft schreckt mich. Nichts ist unbeständiger als das menschliche Herz; ich aber liebe Sie mit einer solchen Ergebung, daß ich eine Verminderung Ihrer Liebe nicht überleben würde. Ueberlegen sie also, ob sie sich stark genug fühlen, sich mit einem Weib zu verbinden, die indem sie Ihnen ihr ganzes Herz schenkt, das Ihrige dagegen verlangt. Aber nie werde ich glauben dasselbe ruhig in einer Stadt besitzen zu können, wo eheliche Treue eine Seltenheit, und Beständigkeit ein Spasß ist. Sie müssen sich entschließen ihre Tage in Ruhe mit mir, auf einem Ihrer Güter zu verleben, oder auf immer auf mich Verzicht thun.“

Der Herr von D** hätte noch weit härtere Bedingungen eingegangen. Er willigte in al-

les, die Hochzeit wurde vollzogen, und kaum war er im Besitz des so sehnlich gewünschten Gegenstandes, als er mit demselben nach einem seiner Güter in der Provinz Auvergne abreiste.

Aber eben diese Vorsicht der klugen und zärtlichen Marianne, diente in der Folge dazu, ihre Besorgnisse in Erfüllung zu bringen. Ihr Gemahl wurde des einfachen Landlebens bald überdrüssig, die Schmeicheleyen seiner Freundin verloren nach und nach von ihrem Reiz, und endlich fand er sie langweilig und unschmackhaft.

Getrieben von Langerweile und Ueberdruß, nahm er nach sechs Monathen einen wichtigen Prozeß zum Vorwand, der ihn nach Paris rief, ließ die Frau von D** in dem alten Schloß, das sie gewählt hatte, allein zurück, und eilte sie in dem Geräusch der Hauptstadt zu vergessen.

Das was dies vortrefliche aber zu zärtliche Weib vorausgesehen hatte, traf bald nachher ein, sobald sie von der Untreue dessen, den sie über alles liebte, überzeugt war, versank sie in eine Melancholie, welche allmählich ihre Gesundheit untergrub, und ihrem Leben ein Ende machte.

Frau von D** ward also das Schlachtopfer ihrer Treue, weil sie bey aller ihrer Klugheit

das menschliche Herz zu wenig kannte. Mehr Erfahrung und Kenntniß verräth nachfolgender Zug einer berühmten Aktrize, aber wir setzen hinzu, auch weniger wahre Liebe und Zärtlichkeit, und die betrogene Frau von D** wird in dem Herzen jedes gefühlvollen Lesers, den Vorzug vor der klugen aber kalten Kokette behalten.

Diese Aktrize stand bey allen ihren Galanterien in dem Ruf der Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit, und wurde von dem Prinzen von S*** sehr prächtig unterhalten, dem sie demohnerachtet nichts weniger als treu war. Eines Morgens überraschte sie der Prinz mit einem unverhofften Besuch, und fand sie in den Armen eines Abbes, den sie vermuthlich für die guten Rathschläge belohnte, die er ihr bey der Toilette gab.

Der Herr Abbe urtheilte weißlich, daß der eigentliche Besizer mit dieser Scene nicht ganz zufrieden seyn könnte, und schlich sich sachte davon. Der Prinz überlies sich seiner verliebten Wuth, schrie, tobte und lärmte im Zimmer herum, zerschlug Spiegel und Porzellan, während daß die Aktrize auf einem weichen Sopha hingestreckt, ihm mit kaltem Blut zusah ohne ein Wort zu reden. Nachdem sie ganz gelassen, alle Vorwürfe und Schimpfwörter angehört hatte

hatte, die ihm seine Wuth eingab, so fieng sie mit der größten Besonnenheit folgendermaßen an.

„Wie konnten Sie wohl vermuthen, daß ich so thöricht seyn würde, für Sie allein etwas zu thun, was ich für keinen andern thun würde? Worauf gründen sich denn diese seltsamen Prätensionen, etwa auf Ihren Rang? auf Ihre Würden? Ist dies wohl hinreichend Liebe einzulößen, welche so oft nur durch bloße Laune entsteht? Glauben sie denn, daß Reichthümer ein Herz bezwingen können? Nicht im geringsten, überreden können Sie sich dadurch, daß Sie geliebt werden, dies ist aber alles — Sigen Sie sich denn mehr Verdienste zu, als andere Mannspersonen? wahrlich! dies hieße die Eigenliebe etwas weit reiben! Seyn Sie also gerecht gegen sich selbst, und Sie werden einsehen, daß wenn ich je wahrhaft tugendhaft gewesen wäre, Sie gewiß nie etwas von mir würden erhalten haben. —

Was konnte der Prinz wohl hierauf erwidern? Er gestund sich selbst heimlich, daß auf ein so bündiges Raisonnement nichts zu erwidern wäre, und gieng stillschweigend weg. Man versichert sogar, er wäre wieder zu den Füßen seiner Gebieterinn zurückgekehrt, und hätte sich entschuldigt, daß er zur unrichtigen Zeit in ihr Zimmer getreten wäre.

XXXII.

Menschenliebe und Menschen-Gefühllosigkeit.

Nur zu oft entstehen unsre besten und glänzendsten Handlungen aus Beweggründen, die das ganze Verdienst derselben verdunkeln würden, wenn sie jedesmal bekannt werden sollten. Das Wort Menschenliebe sitzt jedem auf der Zunge, aber selten fühlt das Herz die Bedeutung desselben. Es ist zu bewundern, daß man bey so vielen täglich erscheinenden Theaterstücken die falsche Wohltätigkeit nicht zum Stoff eines einzigen gewählt hat, ein Stoff, der so reichhaltig ist, daß man täglich neue und auffallende Beyträge dazu sammeln könnte. Folgender Zug mögte in einem solchen Stück keine üble Scene abgeben.

Der Graf von C** kam eines Morgens von einem Spaziergang zu Fuß zurück, durch eine enge Straße, und erblickte eine hagere blasse Frau, die von Hunger und Elend abgezehrt, mit einem Kind auf dem Arm, ihn um ein Almosen ansprach. Ich bitte, sagte sie, nicht für mich, sondern für meinen Mann,

Mann, den der Schlag gelähmt hat, so daß er außer Stand ist, ferner zu arbeiten. Sehen Sie selbst —

Der Graf sah zur Thüre des Hauses hinein, und erblickte einen noch jungen Mann auf Stroh hingestreckt, der des Gebrauchs seiner Glieder vollkommen beraubt war. Der Anblick gieng ihm zu Herzen, er zieht eine große Goldbörse heraus, und sucht darinn einige Münze. Bey der Erblickung der Börse überzog die blassen Wangen der armen Frau eine sanfte Röthe der Hoffnung und der Freude, und schon segnete sie in ihrem Herzen den ihr vom Himmel zugesandten Wohlthäter. Aber der Graf? — nun, er fand nichts als Goldstücke in der Börse, steckte sie wieder ein, gab gar nichts, und gieng ganz kaltblütig seines Wegs fort. Denselben Nachmittag erschien er in einer glänzenden Assemblée bey der Herzogin von O**.

Man sprach von einem ausländischen Virtuosen, der in Verlegenheit wäre, und für den man eine Kollekte vorschlug. Der Graf meldete sich einer der ersten, um an dieser guten Handlung Theil zu nehmen, zog abermals seine Börse, und legte fünf und zwanzig Louisd'or auf den Teller. Man kann

denken, daß seine Freygebigkeit bis zum Himmel erhoben wurde. —

Das empörte Gefühl des Lesers wieder etwas zu besänftigen, wollen wir hier ein anderes erfreulicheres Gemälde aufstellen, wobey man gerne einige Augenblicke verweilen wird.

Eine Pariserin, Madame Le Gros, bemerkte im Junius 1781 an einer Ecke des Fosse Saint Germain l'Auxerois ein Pack beschmutzter und halb zerrissener Papiere, das sie aufhob und zu Haus näher untersuchte. Diese Papiere enthielten eine Schilderung der widrigen Schicksale eines Mannes, der seit zwey und dreyßig Jahren im Gefängniß schmachtete, und der aus dem finstern Abgrund, in dem er gefangen saß, Menschengefühl und Gerechtigkeit um Erbarmen anflehte . . . wenn noch welche auf Erden zu finden wären. Die so rührend abgefaßte Schrift war unterschrieben: Henri Mafers de Latude, Gefangener zu Bicetre, in einem Loch zehn Schuh tief unter der Erde, und seit vielen Jahren zu Wasser und Brod verurtheilt. Vermuthlich hatte ein ehemaliger Gefährte seiner Sklaverey, nachdem

er frey geworden, dies Paquet einer Person von Ansehen zustellen sollen, und hatte es verloren.

Madame Le Gros glaubte, der Himmel hätte ihr dies Paquet in die Hände fallen lassen, um sie zur Rettung dieses Unglücklichen dadurch aufzufordern. Ohne also ihren eignen beynah dürstigen Zustand zu überlegen, ohne an die Niedrigkeit ihres Standes und das geringe Gewicht ihrer Vorsprache zu denken, wurde sie von dem großmüthigsten Eifer alles zu wagen beseelt, und theilte diese Gesinnung auch ihrem Mann mit. Nach vieler Mühe brachte sie endlich dem Gefangenen ein Billet zu, worinn sie ihm folgendes meldete.

„Ich habe Ihre Bittschrift auf der Straße gefunden, und mein Herz wurde dadurch innig gerührt. Schenken Sie mir, ich bitte Sie herzlich, Ihr Vertrauen, ich werde alles versuchen, was in meinen Kräften steht, um Ihnen zu helfen. Schicken Sie mir einen umständlichern Bericht von Ihrem Schicksal, und verheelen mir nichts. Ich wage nicht meinen Namen zu unterschreiben, aus Furcht, der Brief mögte in andere Hände gerathen.“

Der Unglückliche eilte, ihr den verlangten Bericht in die Hände zu liefern. Sie sah daraus mit Vergnügen, daß er blos einer jugendlichen Unbesonnenheit halber in diese schreckliche Lage gerathen, die nachher durch verschiedene widrige Schicksale, an denen er keinen Theil hatte, erschwert worden waren. Dies bestärkte sie in ihrem Entschluß, ihn aus seiner unerhörten Gefangenschaft zu erlösen.

Sie begnügte sich nicht mit einem augenblicklichen Bedauern, welches bald wieder verschwindet, sondern faßte einen wirklichen thätigen Entschluß, den sie drey Jahre hinter einander mit gleichem Eifer verfolgte. Was für eine Belohnung konnte sie wohl dafür erwarten? Der Gefangene war in der äußersten Armuth, er hatte im eigentlichsten Verstand nichts — folglich blieb ihr nichts übrig, als das Bewußtseyn, eine gute Handlung gethan zu haben. Sie und ihr Mann entzogen sich von den dringendsten Bedürfnissen so viel, um die Fuhren zu bezahlen, die sie nach Bicetre, oder zu mächtigen Personen thun mußten, die sie für den Unglücklichen interessiret wollten, und die sie öfters einige Meilen von Paris auffuchen mußten.

Aber

Aber der Zutritt zu den Großen dieser Welt steht gewöhnlich nur den Glücklichen offen! Madame le Gros wußte jedoch jedes Hinderniß zu überwinden. Hier ein Beyspiel, auf welche Art sie bis zu einem der ersten Männer im Staat durchdrang.

Zuerst machte sie Bekanntschaft mit der Frau des Thürstehers oder Schweizers, erzählte ihr einen Theil des Elends, das sie zu lindern wünschte, und suchte ihr Herz zu erweichen. Es gelang ihr nach vierzig bis fünfzig solcher Besuche, vor den Sekretair zu kommen, und dieser verschafte ihr eine Audienz bey dem Herrn, in dessen Hand das Schicksal des Unglücklichen stand.

Aber nicht überall war sie glücklich in ihren Unternehmungen. Einst hörte sie von einer gewissen Person, die sehr viel vermogte. Sogleich eilte sie nach Versailles, sie aufzusuchen. Hier erfuhr sie, diese Person sey auf einem Landguth sieben Meilen von Paris, auch dahin gieng sie, und erfuhr bey ihrer Ankunft, daß die Person, auf die sie ihre ganze Hoffnung setzte, vor einer Stunde abgereißt sey. Es blieb also nichts weiter übrig, als wieder nach Paris zurückzufehren, und da ihr Beutel durch das Hin-
und

und Herfahren erschöpft worden; so mußte sie diesen Weg zu Fuß machen. Den folgenden Morgen kehrte sie wieder nach Versailles zurück, ohne Rücksicht auf ihre Schwangerschaft, und die Strapazen, die ihr in diesem Zustand doppelt beschwerlich fallen mußten. Auf diesem Weg verrenkte sie den Fuß, und ward dadurch genöthigt, sechs Wochen das Bett zu hüten; sobald sie wieder auftreten konnte, setzte sie ihre Bitten und Gänge wieder fort.

Endlich wurden die Wünsche der guten Dame erhört; Herr von Breteuil zerbrach die Fesseln des unglücklichen Latude im Jahr 1784, und verschafte ihm eine lebenslängliche Pension von 400 Livres vom König. Madame le Gros fand die Belohnung für alle überstandene Mühseligkeiten in dem süßen Gedanken, einen Unglücklichen aus dem Abgrund des Elends gerettet zu haben, in welchem er ohne ihre Hülfe, von aller Welt verlassen, hätte verschmachten müssen.

XXXIII.

Die Kranken in der Einbildung.

Der Ritter von H** fühlte seit langer Zeit, oder glaubte wenigstens heftige Schmerzen abwechselnd in allen Theilen des Körpers zu fühlen, die er den Strapazen des Kriegs zuschrieb. Die Apotheken waren von ihm ausgebraucht, und die mehresten bekannten Aerzte ausgefragt worden, als er endlich aus Ueberdruß zu dem natürlichsten aller Heilmittel seine Zuflucht nahm, das heißt, zur Geduld.

Er hatte schon eine geraume Zeit nichts mehr gebraucht, und befand sich besser, als er von einem empirischen Arzt reden hörte, der in der Vorstadt Saint Germain wohnte, und ein Wasser verkaufte, wovon sehr viele Kranke sollten genesen seyn. Mit einemmal glaubte er seine Schmerzen wieder zu fühlen, vergaß, daß er ein Gelübde gethan, kein Mittel mehr zu gebrauchen, und beschloß, sich dem Marktschreyer anzuvertrauen. Sein Vertrauen auf das Heilmittel wurde noch durch den seltsamen Umstand verstärkt, daß die Bouteille davon einen Louisd'or kostete,
denn

denn er schloß, wie die mehresten Menschen, von der Höhe des Preises auf die Güte der Waare. Er beschloß also jedesmal nur zwey Bouteillen auf einmal holen zu lassen, und trug dies Geschäft dem treuesten seiner Bedienten auf.

Der Bediente machte sich ganz misvergnügt, seinen Herrn wieder in den Händen eines neuen Quacksalbers zu sehen, auf den Weg, und begegnete einem seiner Kameraden, dem er sowohl seinen Auftrag als den Verdruß, den er darüber empfand, anvertraute. Um die Sache reiflicher zu überlegen, gehen beyde zusammen ins nächst gelegene Weinhaus. Hier berathschlagten beyde zusammen, ob es nicht besser wäre, dem Ritter bloßes Brunnenwasser zu bringen, welches ihm auf keinem Fall Schaden könnte, statt des chymischen Geschmiers, das vielleicht seine Schmerzen nur noch vermehrte.

Natürlich fiel der Ausschlag wegen dem Interesse der Berathschlagenden zu Gunsten des Brunnenwassers aus. Sie füllten also zwey Bouteillen damit an, vermachten sie sehr sauber, und der Bediente des Ritters machte sich mit diesem Heilmittel auf den Weg zu seinem erwartungsvollen Herrn.

Dieser

Dieser frug nach der Ursache des langen Ausbleibens, und erhielt zur Antwort, es sey ein solches Gedräng von Menschen um den Wunderarzt herum gewesen, daß er eine Stunde lang hätte warten müssen, bevor die Reihe an ihn gekommen. Der Ritter fand das Wasser sehr helle, und ganz ohne allen unangenehmen Geschmack, er beschloß daher ein so leicht zu nehmendes Mittel fortzusetzen.

Zwey Tage nachher wurden zwey frische Bouteillen geholt, und der Bediente ließ sich sehr bereit finden, das so gut angefangene Werk fortzusetzen. Auf diese Art trank der Ritter einen Monath lang nichts als Brunnenwasser, bezahlte die Bouteille mit einem Louisd'or, und befand sich von Tag zu Tag besser, weil er im Grunde kein anderes Heilmittel nöthig hatte, als etwas Erfrischendes und Auflösendes. Als er endlich vollkommen wieder hergestellt war, so wollte er durchaus den geschickten Arzt besuchen, und ihm persönlich für seine Genesung danken. Der Bediente, der sich eines solchen Uebermaasses von Erkenntlichkeit gar nicht versah, warf sich ihm zu Füßen, und entdeckte ihm das wahre Geheimniß der ganzen Sache, und die Na-
tur

zur des Heilmittels, das so vortrefliche Wirkung gethan hatte. Der Ritter, der sich wider alles Erwarten hergestellt sah, vergaß die ausgegebenen Louisd'ors, und verzieh seinem seltsamen, aber glücklichen Arzt sehr gerne.

Die Gewohnheit, jede Sache mit neuen, seltsamen, öfters ganz unpassenden Namen zu belegen, wird wohl nirgends höher getrieben, als in Paris. Unter andern nennt man den hin und wieder herrschenden Katharr bald ja Gripe, la Lutine, la Carmelite, la Coquette u. s. w. wovon die letztere Benennung Gelegenheit zu einer launigten Geschichte gab, die wir hier im Auszug beybringen wollen.

Ein junger Mensch aus der Provinz war äußerst verliebt in eine der schönsten Damen seiner Gegend, deren Schönheit aber von ihrer Eitelkeit und Veränderlichkeit sehr verdunkelt wurde, und ihr Charakter war in der Stadt, die sie bewohnte, so bekannt, daß man sie allgemein nur unter dem Namen die Coquette kannte.

Der junge Mann war zum Unglück sehr eifersüchtig, und hatte also bey diesem Humor seiner Geliebten viele und harte Prüfungen zu überstehen. War er bey ihr, so fühlte

fühlte er sich glücklich, abwesend aber litt er Tag und Nacht von einer Liebe, die er gerne vergessen wollte, aber nicht konnte. Er versuchte es, seine Geliebte seltner zu sehen, übel von ihr zu reden, er beklagte sich beständig über sie, und doch war und blieb er immer verliebt in die Coquette. Endlich entschloß er sich zu dem äußersten, aber sichersten Mittel, nämlich zur Flucht. Ohnstreitig ist dies das wirksamste unter allen, allein nicht jeder hat Stärke genug, es zu erwählen, und wenn er es erwählt hat, dabey zu beharren. Er wählte es dennoch, und gieng nach Paris.

Er hatte schon eine Zeitlang seine Freunde gebeten, ihm nicht mehr von der Coquette zu reden, er wagte beynah keinen Brief mehr zu eröffnen, aus Furcht, ihren Namen darinn zu finden, ja kaum die Augen aufzuschlagen, weil er immer befürchtete, sie zu sehen, so sehr war er durch ihr Verfahren eingeschreckt worden. Endlich hatte er es dahin gebracht, etwas seltner an sie zu denken, als er sich Paris näherte. Hier glaubte er sie bereits ganz vergessen zu haben, als er kurz nach seiner Ankunft ernstlich krank wurde. Er tröstete sich in seiner Krankheit damit, daß er wenig

stens nichts mehr von seiner Geliebten zu leiden hätte.

Als er den folgenden Tag seine Krankheit und deren Anzeigen dem Arzt erklärte, sagte dieser: „Wissen Sie wohl, was Sie eigentlich für eine Krankheit haben? es ist die Coquette.“ Bey diesem letztern Wort fiel der arme Mensch beynah in Ohnmacht. „Ach!“ sagte er, ist es denn wirklich wahr, ich bin doch wahrlich sehr unglücklich! Immer nur sie! ich kann ihr also nirgends ausweichen, und habe mein Vaterland umsonst verlassen — Wie! sagte der Arzt, Sie haben Ihr Vaterland verlassen, um ihr auszuweichen? sie ist ja gerade jetzt hier zu Paris — Was! rief der Kranke, sie wäre gar hier? — Ganz gewiß! — Und wo denn? — Wo? sie ist überall — Ach! ja ich glaube es gerne, erwiderte der Kranke, sie verfolgt mich überall hin, und ich sehe wohl, daß mein Tod unvermeidlich ist!“ —

Der Arzt suchte ihn aufzuwichten, und sagte ihm, man stirbe nur selten daran, er solle sich nur gedulden. Das Misverständnis dauerte zwischen beyden noch eine Weile fort, als ein einziges Wort beyde aus dem Irrthum riß,

riß, und der Arzt erkannte, daß der Patient von einem Frauenzimmer sprach, während daß er eine Krankheit meinte.

XXXIV.

Neue Arten zu heurathen.

Ein Mann von ziemlichem Alter verheuratete sich auf eine Art, die bis jetzt wenigstens noch neu und selten scheinen wird. Des Scufzens und Bittens eben so müde, als der ewigen Launen des Frauenzimmers, beschloß er, der Sache, wie er es nannte, ein Ende zu machen, und sich gerade zu dem Ohngefähr zu überlassen.

Eines Tages, als er sich in einer zahlreichen Gesellschaft befand, wo junge mannbare Frauenzimmer zugegen waren, verlangte er einen Hut, legte verschiedene weisse und einen schwarzen Zettel hinein, welcher letztere, wie er sagte, gewinnen sollte. Vergeblich frug man ihn um den Gewinnst, den er damit meinte, er schwieg, und ließ die Frauenzimmer nach der Reihe ziehen. So wie

der schwarze Zettel herauskam, schrie er laut auf: Das hier ist meine Frau! Jeder staunte, am meisten die Dame, die es anging, aber der Mann war reich und angesehen, und so trug man weiter kein Bedenken. Die Hochzeit wurde nach einigen Tagen vollzogen, und wenn auch die Ehe nicht glücklicher ausfiel, als die, so man nach dem gewöhnlichen Schlendrian schließt, so war sie doch auch nicht schlimmer. —

Ein reicher Banquier von W*** hatte einen noch seltsamern Einfall, und überließ die Sorge, ihm ein Mädchen voll Unschuld, obgleich schon im Alter der Liebe, zur Gattin auszusuchen, seinen Pferden. Er sah wohl ein, daß so etwas nicht in der Hauptstadt zu suchen wäre, und richtete sein Augenmerk auf die Provinzen. Diesem Entwurf zufolge, befahl er eines Morgens Postpferde vor seinem Reisewagen zu spannen, und fortzufahren. „Wohin soll ich?“ frug der Postillion — Wohin du willst, es ist „gleich viel, fort — Aber mein Herr — „Fahr gerade aus, hieß es. Der Postillion brachte ihn nach der nächsten Station, und hier fielen dieselben Fragen, und dieselben Antworten vor. So kam er von Station zu

zu Station nach der Gränze von Böhmen in die kleine Stadt K**. Hier stieg er ab, gieng, weil eben Gottesdienst gehalten wurde, in die Kirche, wo das Volk versammelt war, und sah sich zur Rechten und Linken um.

Indem trat eine ältliche Dame von einem jungen etwa achtzehnjährigen Frauenzimmer begleitet in die Kirche. Das jugendliche und unschuldige Ansehen der jungen Person macht Eindruck auf ihn, er erkundigt sich, wer beyde wären, und erfährt, es sey Mutter und Tochter eines der ersten Häuser des Orts. Sogleich nach geendigtem Gottesdienst lies er sich nach ihrer Wohnung bringen, und meldet sich mit den Worten bey der Dame: „Ich komme, bey Ihnen um die Hand Ihrer Tochter anzuhalten — Und wer hat Sie hieher gebracht?“ frug die Mutter. — Die Postillions, Madame, ich bin der Hansquier F**, lassen Sie einen Kaufmann herrufen, der wird meine Unterschrift kennen.“

Man ruft einen Kaufmann des Orts, er erkennt an der Unterschrift den reichen Herrn von F**, und bestätigt alles, was er von sich gesagt hatte. Man gieng zu Tische, und nach aufgehobener Tafel, sagte der immer

mehr bezauberte F** . „Madame, ich be-
 „sitzte hunderttausend Thaler Einkünfte, und
 „gebe die Hälfte davon ihrer Tochter zum
 „Brautschatz! Die Dame, welche von einem
 mässigen Einkommen lebte, fühlte keinen
 Verus, eine so reiche Parthie auszuschlagen,
 und ein paar Tage darauf, brachten diesel-
 ben Postpferde, den glücklichen F** nebst
 seiner liebenswürdigen Braut, im Triumph
 nach W** zurück.

XXXV.

Renommistereien.

In dem Aufsatz Paris haben wir bereits
 der Unbequemlichkeiten erwähnt, denen man
 in den dortigen Schauspielhäusern ausgesetzt
 ist. Aber nicht immer bleibt es bey dem
 Drücken und Stoßen, denn oft entsteht daraus
 heftiger Streit, der sich gewöhnlich mit ge-
 fährlichen Schlägereyen endigt.

Bevor wir zu der eigentlichen Geschichte
 übergehen, die wir hier erzählen wollen,
 mag eine Anekdote den Anfang machen, wel-
 che von der einen Seite soviel Dreistigkeit,

als

als von der andern kaltes Blut und Zaghaftigkeit verräth.

Einer der Zuschauer stand im Parterre der Oper hinter einem Mann in schwarzem Kleid, mit einer dicht gepuderten langen Perücke, dessen Hin- und Herwenden den Umstehenden, durch die Staubwolken, die jedesmal von seiner Perücke aufstiegen, äußerst unbequem war. Der hinter ihn stehende, der am meisten darunter litt, bat wiederholtemale vergeblich, daß er stille stehen und sich ruhig verhalten möchte, da aber alles nichts half, und man ihn nicht einmal einer Antwort würdigte, so ergriff er mit einemmal die Perücke, und schmiss sie weit weg mitten ins Parterre. Der Unbekannte drehte sich schnell um, und sagte mit drohendem Ton: „Vor sechs Monathen, mein Herr, hätten Sie dies nicht wagen sollen! Und warum nicht?“ war die Antwort. — Weil, versetzte dieser ganz gelind, ich damals noch keine Perücke trug.

In demselben Parterre stand ein junger Offizier, der den Renommisten spielte, und sich ein Vergnügen daraus machte, einen Mann, der neben ihm stand, auf alle Art und Weise zu necken. Der Mann stellte ihm einigemal sehr höflich vor, daß er ihm durch

sein Drängen den Athem versehe, und daß er sich doch anders stellen möge, da es der Platz erlaubte. Der Offizier lachte ihm statt der Antwort ins Gesicht, und sagte, wenn er bequemer stehen wolle, so dürfe er nur mit ihm hinausgehen und sich schlagen. Der andere erwiederte, er sey gekommen um das Stück zu sehen, und nicht um sich zu schlagen, wolle er ihm aber den andern Morgen die Ehre erweisen und zu ihm kommen, so solle er sehen, was er zu thun im Stand wäre.

Der Offizier fand die Antwort befriedigend, nahm die Adresse, die man ihm gab, an, und hörte auf, einen Mann zu chikaniren, der ihm versprochen hatte sich mit ihm zu schlagen. Den folgenden Morgen gegen neun Uhr begab er sich nach dem angezeigten Gasthof, und ließ sich stolz durch den Bedienten anmelden. Ein Bedienter mit einem nicht viel Gutes bedeutendem Gesicht, führte ihn ins Zimmer, und weckte seinen Herrn, der noch ganz fest schlief, und erst nach vielem Husten, Räuspern, und Gähnen aus dem Bett stieg.

So wie er aufgestanden war, fiel er auf die Kniee und brummte ein Gebet her, welches
eine

eine gute Viertelstunde dauerte. Hierauf gieng es zur Toilette, die Zähne, der Mund, die Ohren wurden mit der größten Sorgfalt rein gemacht, worauf der Friseur hereintrat, und sein Amt verrichtete. Dem Offizier wurde das bey die Zeit lang, und er sagte einmal über das andre: „So eilen Sie doch, Sie wissen ja warum ich komme.“

Die ewige Toilette war zu Ende, und der Herr angekleidet, als sich ein neues Hinderniß dem ungeduldigen Verlangen des Offiziers entgegen setzte. Das Frühstück kam, und der Herr sagte, er wäre den ganzen Tag über krank, wenn er es versäumte des Morgens eine Tasse Chocolate zu sich zu nehmen, zugleich lud er den Offizier ein ein Gleiches zu thun. Als sie gefrühstückt hatten, erinnert sich der Fremde daß er noch zwey Briefe von der äußersten Wichtigkeit zu schreiben hätte, und nimmt unter tausend Entschuldigungen die Feder in die Hand. Beyde Briefe nahmen abermals über eine gute Stunde Zeit weg.

Der Offizier stand unterdessen wie auf Kohlen, stampfte vor Ungeduld mit den Füßen, läuft im Zimmer auf und nieder, aber was war zu thun? Es ist ja nicht genug, daß man tapfer ist, man muß zugleich höflich seyn. Endlich

stellt sich seinen Wünschen nichts mehr entgegen, und er schmeichelt sich von Jeder ziehen zu können. Der Fremde nimmt seinen Hut und Degen und geht mit ihm zum Zimmer hinaus, der Offizier sprang hastig die Treppen hinunter, als ihn der Fremde beym Arm zurückhielt, und ihn ganz gelassen also anredete.

„Bevor Sie weiter gehen, muß ich Sie noch von etwas unterrichten, was Ihnen wichtig seyn wird: ich bin sehr oft in dem Fall Menschen zu tödten“ — „Wie verstehen Sie das?“ — „frug der Offizier“ — „Ich bin der Scharfrichter von N*** — Bey diesen Worten fuhr der Menommist zusammen, drückte den Hut tief in die Augen, und lief was er laufen konnte zum Gasthof hinaus.

Ein anderer Haudegen wurde noch etwas schlimmer bezahlt. Er besuchte gewöhnlich das militärische Kaffeehaus in der Sainte Honore Straße, als es ihm einmal einfiel einen kleinen Alten zu foppen, der mit einer kurzem Perücke, einem zu kurzen Rock und einem langen Stoßdegen, immer in derselben Ecke des Saals stand ohne ein Wort zu reden.

Der kleine Mann hörte ihm ganz geduldig zu, und gieng mit einem tiefen Bückling weg.

Man

Man lachte noch über seinen lächerlichen Aufzug, als er die Thüre des Kaffeehauses halb öffnete, den Menommisten ansah, und St! St! rief. Dieser gieng zu ihm, und der Alte gab ihm ein Zeichen ihm zu folgen. Beyde giengen ohne ein Wort zu reden bis zum cours la teine: hier zog der kleine Mann den Degen, und der junge Offizier that ein Gleiches, erhielt aber gleich im Anfang einen heftigen Stoß durch den rechten Arm durch, worauf der Alte wieder ganz stillschweigend seinen Degen einsteckte und weggieng.

Der Offizier mußte vierzehn Tage das Zimmer hüten, bevor er wieder auf dem Kaffeehaus erscheinen konnte. Das erstemal als er wieder dort erschien, waren seine Kameraden neugierig zu hören; was ihm begegnet wäre. Er erzählte ihnen sein Duell und den Erfolg desselben. Er hatte kaum ausgerebet, als der Alte hereintrat, seine Tasse Kaffee in der gewöhnlichen Ecke trank, und indem er weggieng, den Offizier abermals durch St! St! nachrief. Beyde giengen mit einander an den vorigen Ort, aber diesmal erhielt der junge Herr eine so derbe Lection, daß ihm der Muthy andere zu foppen auf immer fiel. Er wurde durch den Leib gestochen, und brachte drey Monathe im Bett zu. Er lies sich dies zur Lehre dienen,
und

und da er befürchtete den kleinen Herrn St! St! zum drittenmal anzutreffen, so verlies er heimlich Paris, ohne von jemand Abschied zu nehmen, und kehrte in seine Provinz zurück.

XXXVI.

Cagliostro.

Es ist bekannt, in welchem Ansehen Cagliostro bey einem großen Theil der Pariser Welt gestanden, und noch steht. Viele Personen vom ersten Rang, bey denen man doch vermöge der Erziehung, Aufklärung voraussetzen sollte, bewunderten und schätzten denselben als einen Propheten, als einen vor vielen tausenden auserwählten Menschen, der die Kenntniß der Vergangenheit und der Zukunft vollkommen besäße, und sogar Gewalt über das Geisterreich hätte. Man frug ihn in allem um Rath, und der durch so vielen Beyhrauch trunckene Taschenspieler, maß sich wirklich die Eigenschaften an, die ihm Leichtglauben und Einfalt lieb, und glänzte eine Zeitlang als eine neue Sonne an dem Pariser Firmament.

Ohne in der Geschichte der Vorzeit alle Namen von Personen aufzuzählen, welche schon vor ihm eine ähnliche Rolle gespielt, wollen wir hier nur ein Beyspiel aus dem vorigen Jahrhundert beybringen, welches mit der Geschichte dieses Wundermanns so übereinstimmend ist, daß man denken sollte, er hätte sich ganz nach der Heldinn desselben gebildet. Die Nachricht davon entlehnen wir aus den bekannten Briefen der Madame du Moyer, und sie wird dem Leser um so angenehmer seyn, da diese Briefe wenig mehr gelesen werden, und diese Nachricht durch die Geschichte des Grafen Cagliostro ein neues Interesse erhält.

„Gegen Ende der Regierung Ludwigs des XIV, fängt Madame du Moyer an, trat in der englischen Provinz Kanterbury eine Frau auf, welche sich rühmte, alle und jede Krankheiten, vermittelst sehr einfacher Arzneyen heilen zu können, die sie gratis austheilte. Aber nicht nur nahm sie gar nichts für die Kur, sondern beschenkte noch viele Kranken sehr reichlich, und setzte sie in Stand sich bequem abwarten, und die Diät beobachten zu können. . . Diese Frau scheint nicht viel über zwanzig Jahr alt zu seyn, giebt aber zuweilen ein Alter von vierhundert Jahren an. . .

„Sie

„Sie spricht vielerley Sprachen, ohne daß man
 „an ihrem Akzent abnehmen könne, welches
 „darunter ihre eigentliche Muttersprache ist.
 „Bald sagt sie sie wäre aus diesem, bald aus
 „jenem Land, weil sie nicht gerne erklären will,
 „woher sie eigentlich ist. Täglich erfindet sie
 „neue Mährchen, womit sie die Neugierigen
 „hinhält, indem sie sich nicht für verbunden
 „hält, ihre Neugierde zu befriedigen. Sie
 „durchzieht gleich einer zweyten Medea die
 „Felder, um einfache Mittel aufzusuchen. . .
 „Drey Mädchen bedienen dieselbe, verehren sie
 „gleich ihrer Königin, und scheinen ihr eine
 „ewige Treue und ewiges Stillschweigen ange-
 „lobt zu haben.

„Diese Person machte Aufsehen genug, daß
 „man für nöthig hielt sich ihrer zu bemächtigen,
 „und sie wäre der Pilory schwerlich entgangen,
 „wenn sie nicht mit vieler Beredsamkeit ihre
 „Richter überzeugt hätte, daß da sie niemand
 „etwas zu Leide gethan . . . man sie auch nicht
 „ohne Ungerechtigkeit ins Gefängniß setzen könn-
 „te. Sie wurde also wieder auf freyen Fuß
 „gesetzt. . .

„Uebrigens aß sie äußerst selten, und ge-
 „wisse Leute haben versichert drey Tage lang
 „bey ihr zugebracht zu haben, während wel-
 „cher

„cher Zeit sie auch nicht einen Bissen Brod zu
 „sich nahm. . . Sie quartiert sich gemeiniglich
 „in den ersten Gasthöfen ein, verzehret viel Geld
 „und schenkt noch mehr weg. . .“

Man vergleiche diese Erzählung mit den von
 Cagliostro bekannt gewordenen Geschichten,
 und man wird finden, daß er keine bessere
 Vorläuferinn haben konnte.

Unter vielen andern wollen wir einige wenis-
 ger bekannte ausheben, die während seinem
 Aufenthalt zu Paris von ihm geglaubt und
 erzählt wurden. Er befand sich eines Abends
 in dem Dorf Chaillot bey Paris, in einer Pri-
 vatgesellschaft, worunter einige Damen den
 Wunsch äusserten zu tanzen, und ihn spott-
 weis aufforderten ihnen in einem Augenblick
 einige junge Offiziers aus der dem Dorf gegen
 über gelegenen Ecole militaire, herbeyzu-
 bringen. Cagliostro trat ans Fenster und schlug
 eine (unsichtbare) fliegende Brücke durch die
 Luft bis zur Ecole militaire, worauf die Offiziere
 herüberkommen sollten. Die Gesellschaft fieng
 an ihn wegen der Brücke, die niemand sah, auf-
 zuziehen, und sogleich veränderte sich die Scene
 so, daß statt der erwarteten jungen Offiziere
 achtzehn alte Invaliden ankamen, wovon dem
 einen ein Arm, dem andern ein Bein, u. s. w.
 fehlte.

Diese

Diese Geschichte ist eben so glaubwürdig, als eine andere von vielen Personen behauptete, welche im Ernst aussagten, Cagliostro habe bey einem Abendessen, fünf bis sechs sehr berühmte Verstorbene erscheinen lassen, als Sokrates, d'Alembert, Voltaire, Cäsar, u. s. w. das Räthsel hat sich aber zum Theil gelöst, und man weiß so ziemlich, was man von seiner wunderbaren Herkunft, von seinem Balsam, egyptische Pillen, von seinem Geheimniß Gold zu machen, die Nummern des Lotto zu errathen, Diamanten zu erweichen und sie zu vergrößern, das Seewasser in Del zu verwandeln und dergleichen mehr, zu halten hat.

In einer neuern französischen Schrift wird folgende Erklärung seines Namens gegeben. Er besteht aus den beyden italiänischen Worten Caglia und Ostro, wovon das erstere eine Wachtel, das andere eine Auster bedeutet. Beyde Thiere werden sehr häufig auf Maltha gefunden, und sind von vortreflichem Geschmack. „Wahrscheinlich, heißt es, hat der Herr Graf diese beyden Lieblingsgerichte durch seinen Namen verewigen wollen.“

Die Art, wie dergleichen Leute, die sich für Zauberer, Schwarzkünstler, Wahrsager u. s. w. ausgeben, einen Verstorbenen hervorzurufen,

fen,

fen, ist nichts weniger als wunderbar und schwer, nur in kleinen Nebenumständen weicht einer von dem andern ab, je nachdem er hart oder leichtgläubige Zuschauer hat. Vors erste muß man merken, daß diese Chaumaturnen einen Verstorbenen selten für mehr als eine einzige Person sichtbar hervorrufen, die übrigen glauben zu sehen, und sehen nichts. Diese einzige Person aber steckt gewöhnlich mit unter der Decke, oder ist nach der Sprache dieser Leute ein Gevatter.

Um nun ihre Rollen desto auffallender zu machen, wählen sie gemeiniglich den Ungläubigsten, der am schwersten zu überzeugen ist, zu dieser Person, und die Art, wie sie ihn zum Gevatter bekehren, ist folgende.

Zuerst behaupten sie in Gesellschaften, daß sie im Stand wären, die Toten hervorzurufen, und machen sich anheischig, den folgenden Tag einen Beweis davon zu geben, dabey suchen sie sich denjenigen sorgfältig aus, der ihnen am stärksten widerspricht, und am unüberzeugbarsten scheint, erkundigen sich, wenn sie ihn nicht kennen, nach seinem Namen, seiner Wohnung, und gehen den folgenden Morgen gerade zu ihm hin. Sie erheben anfänglich seine Einsichten, seinen durch

dringenden Verstand, seine Kenntnisse u. s. w. und wenn sie der Eigenliebe desselben genug Beyhrauch gestreut haben, so gestehen sie ihm offenherzig, daß sie nichts weniger vermögen, als die Schatten aus dem Reich der Todten hervorzurufen, daß sie dies sogar selbst für unmöglich halten, aber doch gerne mit der Leichtgläubigen Einfalt ihr Spiel treiben mögten. Durch diese und andere Schmeicheleyen und Reden suchen sie ihn zum Theilnehmer an ihrer List zu bewegen, und bringen ihn am Ende dahin, daß er verspricht, sie bey ihrem Possenspiel zu unterstützen. Ist er so weit in ihr Interesse verwickelt, so erklären sie ihm die Art und Weise, wie die Komödie gespielt werden muß.

„Wir erklären, sagen sie, zum voraus, daß
 „wir nur einer einzigen Person den Schat-
 „ten eines Verstorbenen zu zeigen vermö-
 „gend sind, und wählen zu dieser Person un-
 „sern stärksten Antagonisten, den wir aber,
 „so wie Sie, vorher unterrichtet haben. Das
 „Publikum ist weit entfernt, unser Einver-
 „ständniß zu muthmaßen. Wir verlangen
 „von ihm, daß er sich mit einer brennenden
 „Wachskerze in der Hand in ein Kabinet ein-
 „schließe, wo die schreckliche Erscheinung vor-
 „gehen

„gehen soll. Ist alles gut vorbereitet, so be-
 „fehlen wir den neugierigen erwartungsvol-
 „len Zuschauern, uns ganz leise den Namen
 „derjenigen Person zu sagen, deren Schatten
 „sich der Person im Kabinet präsentiren soll.
 „Man sagt uns den Namen ins Ohr, und
 „ob ihn gleich unser Gevatter nicht hören
 „kann, so spricht er ihn sogleich mit fürchter-
 „licher Stimme aus, löscht die Wachskerze
 „aus, und wirft sich wie von einem plötzli-
 „chen Schrecken ergriffen zur Erde.

„Die Art, wie ihm dieser geheimnißvolle
 „Name bekannt wird, ist folgende. Wir
 „führen einen Stab in der Hand, mit wel-
 „chem wir, unter Hersagen gewisser barbariz-
 „scher unverständlicher Wörter, Kreise auf
 „dem Boden des Zimmers beschreiben. Nach
 „verschiedenen Gebehrden und Gaukelspielen
 „thun wir an die Thüre des Kabinetts gera-
 „de so viele Schläge, als der Name der
 „verlangten Person Buchstaben hat. Bey je-
 „dem Buchstaben wird pausirt, die sämtli-
 „chen Buchstaben des Alphabets werden durch
 „kurze geschwind auf einander folgende Schlä-
 „ge angedeutet. Fünf starke auf einander
 „folgende Schläge zeigen die Vokalen an, die
 „man nie zählen darf, nach einem W oder

„Zota thut man drey maurerische Schläge;
 „Wenn man also dem zufolge z. B. den
 „Schatten Voltaires hervorrufen soll, so
 „thut man fünf starke auf einander folgende
 „Schläge an die Thüre des Kabinetts, hier-
 „auf folgen drey maurerische, um das W
 „oder V anzuzeigen, nachher vier starke we-
 „gen dem O, eilf geschwind auf einander fol-
 „gende für das L, und so fort; einen star-
 „ken Schlag für jeden Vokal mit drey mau-
 „rerischen begleitet, neunzehn geschwinde und
 „etwas sachte Schläge für das T, siebzehn
 „für das R, einen starken von drey maures-
 „rischen begleitet für das E, und zum Bes-
 „schluß zwey starke Schläge, die dem Einver-
 „standenen andeuten, daß der Name damit
 „zu Ende ist.“ Dem Unkundigen und Leicht-
 gläubigen scheint dies alsdann Zauberey, wäh-
 rend daß die, so davon unterrichtet sind,
 heimlich über die Thorheit und den Aberglaub-
 en desselben lachen, und ihn zum Besten
 haben.

Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.

Der junge Ritter von S** war zu einem Abendessen bey der bekannten reizenden Mlle. F*** eingeladen, die von einem alten reichen Finanzier sehr prächtig unterhalten wurde. Dieser Erösus kam die Woche nur einmal, seiner Göttin zu opfern, und sie tröstete sich die übrige Zeit in den Armen des Ritters, über die Langeweile, die sie bey dem Alten auszustehen hatte. Der Ritter, der die F** sehr gut kannte, versprach sich im Hinsehen den glücklichsten Abend, und versprach sich eine der glücklichsten Nächte seines Lebens zu feyern. Wider seine Erwartung fand er aber seine Geliebte nicht so unterhaltend und heiter, als gewöhnlich. „Was fehlt dir heute? frug er. Mein liebster Freund, sagte sie, ich muß dir gestehen, daß ich in großer Verlegenheit wegen zwölf Louisd'or bin — Das ist schlimm, sagte der Ritter, ich habe gerade jetzt selbst keinen Heller im Vermögen, sonst, mit welchem Vergnügen wollt' ich dir diese Kleinigkeit geben! Geben! rief sie, ich kenne ja deine Lage, ich wollte sie

„nur von dir borgen, und zwar nur auf ein paar Tage, meinem Freund verkauf ich meine Gunst nicht für Geld.“ —

Der Ritter warf sich für dies verbindliche Kompliment in ihre Arme, als in demselben Augenblick stark an die Thüre angepocht wurde, und die Kammerfrau eilte herbey mit der Nachricht, es wäre Herr von ***, der Unterhalter des Hauses. Der Ritter kroch in der Angst in das anstoßende Kabinet, und der alte Midas wandte herbey, um seine treue Geliebte zu umarmen.

„Mein Engel! endlich bin ich der verdrüßlichen Geschäfte los, und komme, um mich bey dir wieder zu erholen. Ach! die Aktien stehen äußerst schlecht, und werfen nur 30 Procent ab, man verdient das Salz nicht dabey. — Lassen Sie mich, mein Herr, Sie vermehren meine Kopfschmerzen mit Ihren Geschäften — Aber! wahrlich Kopfschmerzen zur ungelegenen Zeit, sagte er, die eben kommen müssen, wenn ich Lust habe mich zu erheitern. Gehen Sie — Gehen Sie — Ach! was das schmerzt! Wie? sagte der Alte, ich soll nicht einmal mit dir essen, und doch sehe ich hier ein Gedeck! — Ach! ich wollte mich eben zu Tisch setzen, als mich
„der

„der abscheuliche Schmerz überfiel, kaum
 „kann ich Luft schöpfen! — Gute Nacht, viel
 „leicht kann ich ein paar Stunden schlafen —
 „Doch noch eins; hätten Sie nicht zwölf
 „Louisd'ors bey sich? ich werde von einer
 „Modehändlerin unbarmherzig verfolgt —
 „Was willst du mit deiner Modehändlerin?
 „unter uns gesagt, weißt du wohl, wie viel
 „du mich jährlich kostest? Glaube mir, ich
 „kann rechnen — Pfuy doch, wer wird sein
 „Bergnügen berechnen; kurz, ich muß diese
 „zwölf Louisd'or haben, und zwar gleich,
 „sonst werd' ich noch kränker vor Aerger über
 „das Mahnen — Komm her, gieb mir einen
 „Kuß, ein andermal wollen wir von Geld-
 „sachen reden.“ —

Indem er sie umarmte, schob er ganz leise
 die zwölf Louisd'or hinter sich auf das Ka-
 min, und nahm für heute Abschied, um sie
 ihrem Kopfschmerz zu überlassen. Sie beglei-
 tete ihn bis an die Thür, ohne daß sie seine
 Großmuth bemerkte. Unterdessen kömmt der
 Ritter aus seinem Hinterhalt hervor, erblickt
 die zwölf Louisd'or, und steckt sie in die Tas-
 sche. Die Nymphe trat mit lauten Klagen
 über den unerträglichen Geiz der Reichen
 wieder ins Zimmer.

„Meine Liebe, fieng der Ritter an, ich kann dem Vergnügen, dir zu dienen, nicht länger widerstehen, ich gestohe es, daß ich zauderte, aber die Liebe behält den Sieg, hier sind die zwölf Louisd'or, die du brauchst, es ist mein ganzes Vermögen.“ Die reizende F** war außer sich vor Freuden, versprach ihm das Geld wieder zu geben, und hierauf folgte das unterhaltendste Abendessen, und eine noch glücklichere Nacht. —

Den folgenden Tag eilte der Alte wieder zu seiner Göttin, um zu sehen, welchen Eindruck seine Galanterie gemacht hat. Er erwartete Schmeicheleyen, Dankfagungen u. dergl. statt dessen aber nahm man ihn kalt und mürrisch auf, und seine Ohren wurden zu wiederholtenmalen von den rauhen Worten, alter Filtz, Geizhals u. s. w. besleidigt.

„Aber, fieng er endlich an, du bist wahrlich sehr undankbar, hab' ich dir nicht gestern die verlangten zwölf Louisd'or aufs Kamin hieher gelegt?“ — Nun entstand ein heftiger Wortstreit, Betheurungen von der einen, und Vorwürfe von der andern Seite wechselten mit einander ab, bis der Alte endlich bey seinem Geldkasten schwur, es sey wahr, was

er sagte. — Nun glaubte ihm das Mädchen, und sagte etwas verlegen, sie müsse bestohlen worden seyn. Sobald der Ritter wieder erschien, warf sie ihm lächelnd seine Schelmeſey vor, und beyde vereinigten sich von nun an noch fester, um den alten Wollüstling zum Besten zu haben.

Hier ein ähnliches, noch etwas feineres Stückchen.

Die schöne Gräfin E** hatte dem liebenswürdigen Herrn von L** eine Zusammenkunft vergönnt. In demselben Augenblick, wo sie am wenigsten durch einen Dritten gestört zu werden wünschten, rollte ein Wagen mit großem Geräusch durch die Thorfarth herein. Beyde liefen ans Fenster, und erblickten nicht ohne großes Schrecken den sehr eifersüchtigen Gemahl der Gräfin. Der glückliche Liebhaber, der wohl schon in ähnlichen Gelegenheiten gewesen, verlor hierbey seine Gegenwart des Geistes nicht. Die Fenster des Pallasts giengen auf die Straße, und dies brachte ihn auf einen Einfall, der ihn und seine Geliebte rettete, und dessen sich mancher andere bey einer ähnlichen Gelegenheit mit Vortheil bedienen kann.

Er ergrif eine Flasche Wasser, — und goß sie ganz über das seidene Kleid her, das er anhatte, und so wie der Graf ins Zimmer trat, nahm er den Ton eines Menschen an, den man im Vorbeygehen begossen hat, und der heraufgekommen um sich deswegen zu beklagen. „Ich bin, sagte er, Schreiber bey der „General: Pacht: Administration, und meine ganze Galla für Sonn: und Festtage bestund in diesem Kleid, das man mir hier „verdorben hat. — Ein Schreiber, (brummte er zwischen den Zähnen) ein so hübsches „Kleid! wahrlich! hier sind die Stände so sehr „wie die Menschen unter einander vermischt, „denn mit so einem Gesicht, und so einem „Kleid, könnte man ja einen Edelmann vorstellen!“ —

Die Gräfin spielte unterdessen die Rolle der Beleidigten, sprach vom Hanshinauswerfen und dergleichen, als der Graf, um der Sache ein Ende zu machen, sagte, man müßte das Kleid unterdessen bezahlen, bis man den Bedienten heraus kriegte, der den Schaden gestiftet hätte. Der Herr von L** lachte heimlich über seinen herrlichen Einfall, sagte, er wolle morgen seinen Schneider herschicken, und gieng mit der Zufriedenheit weg,

weg, die Ehre einer Dame gerettet zu haben, die ihm alles aufgeopfert hatte. Wie weit entfernt von der gewöhnlichen Denkungsart junger Leute, die sich ein boshaftes Vergnügen daraus machen, den guten Namen derer zu Grunde zu richten, die so schwach sind, sich auf ihre Verschwiegenheit zu verlassen.

Bis hieher gieng es auf Unkosten des männlichen Geschlechts; da es nun unbillig wäre, wenn der Sieg immer auf der einen, und die Niederlage immer auf der andern seyn sollte, so beschließen wir diesen Aufsatz mit folgender Erzählung.

Ein sehr reicher Hagestolzer machte allen Damen, die er nur kannte, der Reihe nach die Aufwartung, unter dem Vorwand, daß er diejenige, die ihn am liebsten hätte, zur Erbinn seines Vermögens einsetzen wollte. Mädchen, Weiber, Wittwen, alle waren ihm willkommen, insofern er nur eine gefällige Aufnahme fand. Er spielte seine Rolle so gut, und versprach soviel und so fest, daß er endlich acht und dreyszig Damen auf der Liste seiner Bekanntschaft hatte, die alle auf seinen Tod warteten. Dieser allein unterbrach endlich seine vergnügte und lustige Lebensart. Kaum war die Nachricht davon bekannt, als jede

jede der hübschen und leichtgläubigen Damen, sich ihrer Seits schmeichelte im Testament als Erbin ernannt zu seyn. Alle liefen, gleichsam wie abgeredet, nach dem Trauerhaus, die verheuratheten Weiber mit ihren Männern, und die Mädchen mit ihren Müttern.

Jede war in der ungeduldigsten Erwartung, daß das Testament eröffnet würde, aber man suchte, und suchte, und siehe da, es fand sich keines! — Statt dessen aber fand sich ein Tagebuch, worinn der Verstorbene alle seine Eroberungen, und das Glück, welches er dabey gehabt, umständlich Tag für Tag aufgezeichnet hatte. Dieses sonderbare Journal wurde mit großer Begierde laut vorgelesen, und man urtheile einmal von dem Staunen und der Beschämung des weiblichen Auditoriums. Eine war eingeschrieben, daß sie aus Geiz, die andere aus Eitelkeit, die dritte aus Gleichgültigkeit, die vierte aus Temperament und s. w. nachgegeben hätte. So mußten alle der Reihe nach die Musterung passiren, und so verloren sie nicht nur die Hofnung auf die reiche Erbschaft, sondern was noch weit schlimmer war, den guten Ruf, und die günstige Meinung

nung, in der sie sich bisher noch bey ihren Männern, und bey dem Publikum erhalten hatten.

XXXVIII.

Ehestands = Prüfungen.

Ein mehr eifersüchtiger als verliebter Ehemann, nahm sich vor, die Tugend seiner jungen Braut auf die Probe zu setzen, und machte einen Versuch, der für die arme Frau sehr schlimm ausschlug. Sobald sie den Hochzeitabend mit einander ins Schlafzimmer kamen, kleidete er sich in der Geschwindigkeit aus, und legte sich zuerst nieder. Die Braut stand noch da, und kleidete sich mit einer zaudernden Bescheidenheit aus, als er sie mit einer fürchterlich drohenden Stimme frag, ob sie nie einen ihrer vorigen Liebhaber begünstigt hätte? Man kann leicht vermuthen, daß sie ihre Unschuld aufs höchste beztheuerte. Damit war er nicht zufrieden, und verlangte einen Eid von ihr, in den Worten: „Ich will mich der Gewalt des „Teufels und aller höllischen Geister ergeben, „wenn ich jemals mich gegen die Keuschheit „versündigt habe“!

Der Mann setzte ihr hart zu, und sagte, die Ruhe seines Lebens beruhe darauf, daß sie diesen Schwur ablegte; und das arme geängstigte Weib entschloß sich endlich mit Zittern dazu, den gräßlichen Fluch nachzusprechen.

Raum hatte sie die Worte ausgesprochen, als sie sich mit rauhen, haarigten, mit Klauen versehenen Händen von hinten zu ergreifen fühlte. Das Gespenst packte sie auf seinen Rücken, und im Wehren und Zappeln fühlte sie ein paar Hörner, einen langen Schweif, kurz alle Prädikate des Teufels. Ihr Geschrey erfüllte das ganze Haus, und der Mann fuhr ungerührt fort, sie mußte ihre Fehler bekennen, wenn sie aus der Gewalt des bösen Feindes erlöst seyn wollte, denn er sähe, sie hätte falsch geschworen. Der Teufel trug sie in das oberste Stockwerk des Hauses, und ließ sie daselbst in einer kleinen dunkeln Kammer. Hier lag sie ohne Kenntniß ihrer selbst, und halbtodt für Schrecken, als der Mann endlich herbey eilte, und sie zu sich selbst zu bringen suchte. Sie kam auch nach vieler Mühe wieder ins Leben zurück, allein ihr Kopf war verwirrt, und alle Kunst der Aerzte war vergeblich, ihren durch Schrecken und Entsetzen zertrümmerten Verstand wieder herzustellen.

Der Mann hatte die ganze Scene angesetzt, und einen als Teufel verkleideten Bedienten unter das Bett versteckt, der auf das verabredete Zeichen seines Herrn hervorkam.

Zum Glück für das Frauenzimmer sind dergleichen Prüfungen äußerst selten. Doch ist hier noch eine andere minder schreckliche, die aber dennoch beynah denselben schlimmen Ausgang gehabt hätte.

Die Marquise von *** hatte ihr Herz gegen die Reize des jungen Herzogs von D** nicht beschützen können, da sie sich indessen nichts gegen ihre Pflicht erlaubte, und ihre Verbindung, obgleich etwas wärmer, doch nur Freundschaft zu seyn glaubte, so hielt sie dafür, daß sie sich dadurch keinem Vorwurf ihres Gemahls aussetzte, und war in Ansehung ihrer Tugend ganz ruhig. In dieser Ueberzeugung schrieb sie in der größten Sicherheit die zärtlichsten Billets an ihren Geliebten, und brachte sogar zuweilen halbe Tage allein mit ihm zu. Diese unschuldige Neigung wäre vielleicht nicht lange mehr schuldlos geblieben, wenn sie nicht durch die Eifersucht des Mannes noch zur rechten Zeit gestört worden wäre.

Der Marquis wurde nach und nach des beständigen Kommens und Gehens der Bothschafter des Herzogs müde, und fieng an Verdacht zu schöpfen. Um hinter die Wahrheit zu kommen, paßte er einem dieser Liebesboten auf, und nahm ihm die galante Bothschaft, die ihm seine Frau an den Herzog eingehändigt hatte, ab. Er fand zwar darinn noch nichts, was seiner Stirne mit einer neuen Zierde drohte, allein er war von Natur eifersüchtig, und diese Eifersucht zeigte sich jetzt in ihrer ganzen Stärke.

Er lief sogleich nach dem Zimmer der Marquise, in der einen Hand eine Pistole, in der andern ein Glas mit einem weißgrünlichten Saft haltend. — „Du bist eine Treulose!“ schrie er beym Eintritt, ich weiß, was zwischen dir und dem Herzog vorgeht — Wähle nun deine Todesart, ohne zu zaudern.“ Die Marquise schrie über Grausamkeit, be-theuerte ihre Unschuld, fiel ihm mit einem Strom von Thränen zu Füßen, und rief den Himmel zum Zeugen ihrer Unschuld an.

Der Marquis blieb unerbittlich, und drohte sie auf der Stelle zu erschießen, wenn sie sich nicht geschwind entschloß. Die Unglückliche, die weder Erbarmen noch Mitleiden sah, wählte

wählte endlich den fürchterlichen Trank. Sobald sie die Hälfte desselben getrunken hatte, riß ihr der barbarische Mann das Glas aus den Händen, trank selbst den Ueberrest, und sagte: „du sollst nicht allein sterben, ich will dir in die andere Welt folgen, um dich ewig mit dem Vorwurf deiner Untreue zu quälen.“

Die halbsterbende Marquise schwur, daß sie ihre Tugend unbefleckt erhalten hätte, und bat als eine letzte Gnade, daß er ihren Beichtvater und ihre Eltern mögte rufen lassen, damit sie dieselben vor ihrem Ende noch einmal sehen und sprechen könnte. Dies wurde ihr gewährt.

Man stelle sich den Schmerz und den Schrecken der Eltern vor, als sie das ganze Haus in Bestürzung, und ihre unglückliche Tochter beynah im Hinscheiden fanden! Todesblässe bedeckte schon ihr Gesicht, und kaum vermogte sie noch mit ihnen zu reden. Neben ihr lag ihr Mann auf einem Ruhebett, und schien in der tiefsten Ermattung und halb ohnmächtig. Unterdessen daß dies traurige Schauspiel allen Anwesenden Thränen auspreßte, fieng der Beichtvater an, sein trauriges und tröstendes Amt zu verrichten.

Die Marquise, die in diesen entscheidenden Augenblicken sehr fromm geworden, verlangte zur Beruhigung ihrer Eltern, und zur Rettung ihres guten Namens laut zu beichten. Sie fieng mit einer Menge kleiner unbedeutender Frauenzimmer Thorheiten an, als z. B. daß

ſie eitel geweſen, zuweilen einer andern übles nachgeredet und ſ. w.

Der Marquis, der auf jede Sylbe lauerte, und gar nichts von den Verbrechen hörte, die er am mehreften zu hören befürchtete, konnte nicht umhin einige Freude auf ſeinem Geſicht, zu verrathen. Sobald die ſterbende Schöne die Abſolution erhalten, wandte er ſich mit einem heitern Geſicht, gegen ſeinen Schwiegervater, und ſagte: trocken Sie Ihre Thränen, ich freue mich, die Unſchuld Ihrer Tochter in einem Augenblick bewieſen zu ſehen; wo ſonſt alle Verſtellung aufhört. Sie hat mir Verdruß genug gemacht, als daß ſie mir nicht den Schrecken verzeihen ſollte, den ich ihr verursacht habe. Der Gifttrank, den ich ihr reichte, und mit ihr trank, beſtand aus einem Glas Limonade.

Die Marquiſe, deren lebhaſte Einbildungskraft alle Schrecken des Todes empfunden hatte, wußte nicht ſobald daß alles nur ein Spiel ge-
weſen, als ſie ſich wieder erholte und vollkommen geſund wurde. Dieſe Scene endigte ſich also angenehmer als ſie angefangen hatte.

Dieſen beyden etwas tragischen Geſchichten haben wir eine dritte an die Seite zu ſetzen, die zwar für manchen eine vielleicht noch härtere Prüfung geweſen wäre, aber, Dank ſey es der guten Leibesbeſchaffenheit des Helden, ein erwünſchtes Ende nahm.

Eine alte und ziemlich häßliche Dame nährte trotz ihres Alters noch immer den Wuſch ſich wieder zu verheurathen, und da ſie ſehr reich war,

war, so hoffte sie sehr leicht eine gute Parthie zu finden. Nur allein der Gedanke beunruhigte sie, daß wenn sie das Glück dessen, den sie wählen würde, gemacht haben würde, derselbe kalt und gleichgültig gegen sie werden, und am Ende sie gar verlassen mögte.

Diesem Uebel, wodurch die Ruhe so vieler Ehen gestört wird, zu entgehen, wählte sie ein Mittel, welches unausbleiblich eine gute Wirkung hervorbringen mußte, und welches daher allen denjenigen anzurathen, die es in ihrer Gewalt haben anzuwenden.

Sie warf die Augen auf einen jungen Mann, dessen Physiognomie und körperliche Qualitäten ihr einen Mann versprachen, wie sie ihn zu haben wünschte. Nachdem sie ihn in den Gesellschaften, wo er hin kam, hinlänglich beobachtet hatte, sagte sie ihm eines Tags ins Ohr, daß er sie den folgenden Morgen besuchen mögte, indem sie ihm etwas Wichtiges anvertrauen wollte.

Die Neugierde reizte den jungen Mann, das Rendez; Vous nicht zu verfehlen, und die Alte hatte alle Künste der Toilette zu Hülfe gerufen, um ihm zu gefallen. Sie eröffnete ihm also, indem sie einen kindisch zärtlichen Ton annahm, daß sie willens wäre sich aufs neue zu verheuraschen, und daß wenn er keine Abneigung vor ihr hätte, sie ihm ihre Hand zu geben bereit sey. Der junge Mann fiel der zärtlichen Alten zu Füßen, und schwur, daß er sich für den glücklichsten Menschen der Erde halten würde. „Et-

„nen Augenblick, sagte die Dame, erst muß ich wissen, ob Sie sich auch den Bedingungen unterwerfen wollen, die ich Ihnen vorlege.

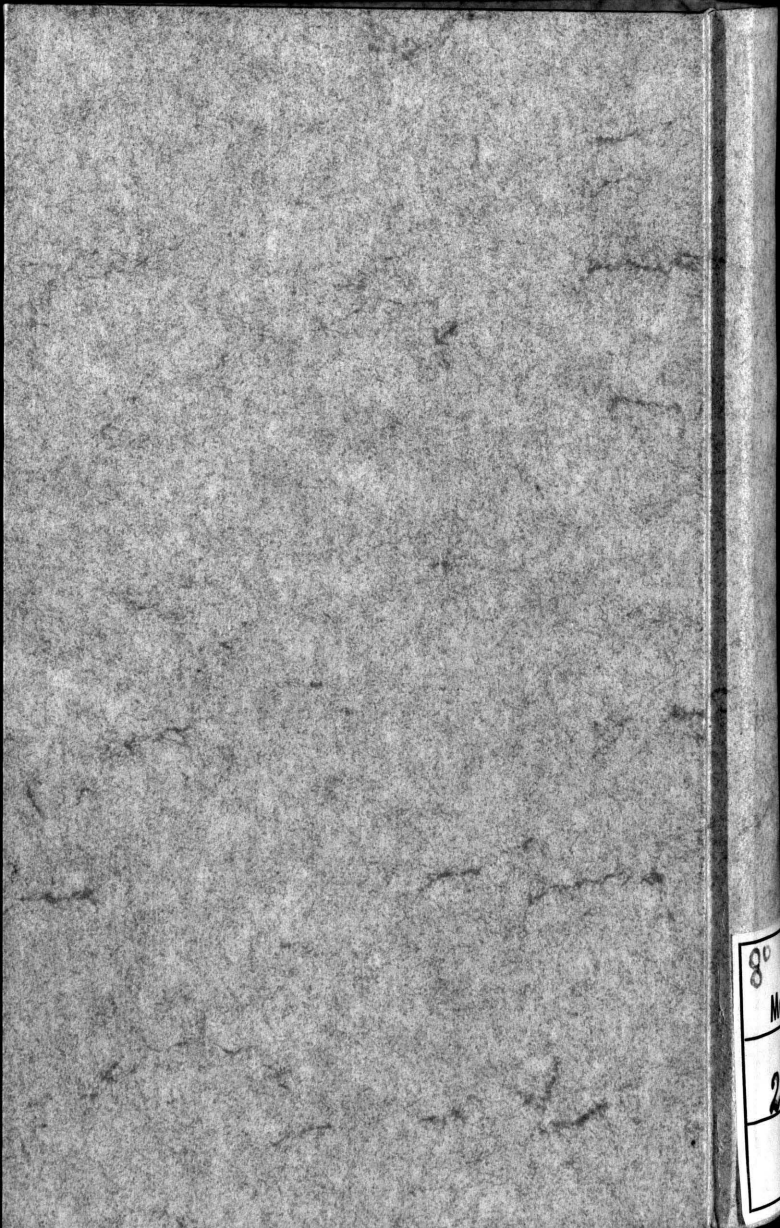
„Ich kenne die Unbeständigkeit der Männer, vorzüglich der Ehemänner, damit mir nun der meinige, trotz meinem Alter immer treu bleibe, so erkläre ich hiermit, daß ich freye Hand über mein Vermögen behalten will. Sehen Sie, fuhr sie fort, indem sie einen großen Geldkasten öffnete, hier ist der größte Theil davon in den schönsten Louisd'ors, es soll bloß von Ihnen abhängen sie zu erhalten, wenn Sie in Erfüllung Ihrer Ehepflichten nicht so saumseelig sind. So oft Sie mit mir verfahren, wie es die Pflicht eines guten Ehemanns erfordert, erhalten Sie sechs Louisdor; nun hängt es von Ihrem Fleiß ab, wie viel Sie verdienen wollen. —

Obgleich der junge Mann einige Abneigung verspürte, sich gleich einem Tagelöhner bezahlen zu lassen, so hatte er doch Muth oder Geldgierde genug, um sich dieser seltsamen Klausel zu unterwerfen. Der Ehekontrakt wurde dem gemäß aufgesetzt, die Hochzeit vollzogen, und der junge Mann soll so emsig seine Pflichten erfüllt haben, daß er in kurzer Zeit ein reicher Mann wurde. Wer klagt nun noch über die Unbeständigkeit der Ehemänner?

MUENCHEN



SCHENKUNG
CG.v.MAASSEN



80
M
2